Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Elfter Jahrgang

Nr. 45 Leipzig, den 11. November 1897

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1522 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Das Scherflein der Witwe — Christliche Apologetik und moderne Weltanschauung: 3. Das Gesetz der ...haltung als Geistesgesetz — Die heranwachsende Jugend und die Schulgemeinde — Grabreden — Evangelische Katholiken ... Frankreich — In Stadt und Tempel der Mormonen. Schluß — Verschiedenes: Ein Sprichwort über den Mittelstand; Fünf...dzwanzig Jahre in Rom; Die Kunst der Rede; Zentralbau oder Langhaus? Lied und Märe; Jugendlitteratur; Der Strafrichter gegenüber ... Wanderbettelplage und Vagabundennot; Thümmel; Die Kreuzigung in Alberschweiler; Freunde der Christlichen Welt — Quittung — ...zeigen

Das Scherflein der Witwe

Ein Maler läßt in der Darstellung der bekannten Szene Markus 12 ... arme Witwe mit einem Säugling auf dem Arm und Kindern an der ...ite zum Gotteskasten treten. Der holländische Dichter Petrus Augustus ... Génestet protestirt gegen diese Auffassung in folgenden Zeilen:

Du hast ihn nicht verstanden, Künstler, nein,
Den Sinn der hohen, göttlichen Geschichte,
Wie sie nach Marci einfachem Berichte
Im Evangelienbuche steht zu lesen.

Die fromme Witwe, die der Heiland preist,
Vor derer Augen, die sich stolz erheben,
Hat in des Herzens Einfalt Gott gegeben
Die eigne Notdurft, nicht das Brot der Kinder.

Doch dieses Weib legt seine Gabe ein
Und sieht den Vorwurf nicht, den stummen, leisen
Im hohlen Auge seiner armen Waisen,
Die solches Thun beraubt der kargen Bissen.

Ist das des Evangeliums wahrer Sinn?
O nein, die That läßt unsre Herzen kühl,
Und fromm und frei sagt ein gesund Gefühl,
Daß Jesus solches Opfer nicht gepriesen.

M C F

...hristliche Apologetik und moderne Weltanschauung

3. Das Gesetz der Erhaltung als Geistesgesetz

Gesetze haben Tragkraft, das ist ihre objektive Leistung; ... verpflichten, das ist ihre subjektive Bedeutung. Wozu uns ...s Gesetz der Erhaltung verpflichtet, welche Formulirung es also ...s bewußtes Gesetz des Geistes zu finden hat, das muß jetzt ...ch besprochen werden. Wir brauchen nicht wieder so weit ...szuholen, wie im vorigen Artikel, sondern haben es nunmehr ...esentlich mit Ergebnissen zu thun.

Das erste Ergebnis ist negativer Natur und enthält ...ne Warnung. Es besteht darin, daß wir den Vorwurf von ...s weisen dürfen, als ob das Christentum gebrochne, ge...ickte Naturen voraussetze oder schaffe, und warnt uns da...r, diese irrige Meinung wohl gar praktisch zu bethätigen. ...ewiß, die Entwicklung der Seele ist dem ungehemmten Leben ...r Sinne gegenüber etwas Neues und Andersartiges. Die ...ristliche Dogmatik läßt sie deshalb als Buße oder Wieder...burt, die moderne Predigt lieber mit dem „Entschluß zum ...ristlichen Leben“ und ähnlichen Ausdrücken beginnen. Das kann ... Bewußtsein des religiösen Subjektes als Bruch empfunden werden. ...ber gerade, weil wir die psychische Bedingtheit eines solchen Ent...lusses kennen, sträubt sich der gesündeste Teil der Christenheit ...gen jeden Methodismus. Christi Ruf: Thut Buße und glaubet an ...s Evangelium! war nicht methodistisch, sondern ein Anknüpfen ... das schon vorhandne religiös-sittliche Bewußtsein. So wenig uns die Menschheit in zwei Hälften zerfallen sollte, die eine zur ewigen Verdammnis, die andre zur ewigen Seligkeit bestimmt, so wenig ist die normale Entwicklung des Christen ein auf ein unchristliches Leben folgendes christliches. Das ist vielmehr, von dem ersten Auftreten des Christentums abgesehen, eben das Charakteristische aller ungesunden Frömmigkeit, ein Zeichen, daß Jugendunterricht und bisheriges Leben nicht ihre Schuldigkeit gethan haben. Methodismus ist Beleidigung des heiligen Geistes der Christenheit. Buße ist gewiß auch als akute Krisis oftmals nötig. So war es z. B. bei Paulus, und das konnte nicht ohne Einfluß auf seine Theologie bleiben. Aber weil sie Genesung ist, deshalb ist sie immer ein Zeichen vorausgegangner Krankheit. Ist sie dagegen die echte, tägliche Buße (Luthers erste These!), so fällt sie zusammen mit dem allgemeinen Gefühl der Endlichkeit, Vergänglichkeit, Schwäche und Sünde, ist also nichts andres, als der hier vom Negativen ausgehende, aber inhaltlich doch durchaus positive und aufwärtsstrebende Vorgang der Religion selbst. Jesu selbstbewußte, gottinnige Persönlichkeit ist nicht nur die Folge seines Messiastums, sondern ein Ausfluß seines gesunden Evangeliums. Hervorragende Christen wie Karl Hase oder auch so lebendige Gestalten der Dichtung wie Reuters Bräsig bekennen ausdrücklich, daß sie nie in ihrem Leben eine derartige akute Bußkrisis durchgemacht haben, und die meisten von uns geben ihnen Recht. Wohl müssen die Elemente christlichen Lebens prinzipieller Betrachtung als fundamental dem Sinnenleben entgegengesetzt gelten. Aber dieser prinzipielle Gegensatz beruht doch zunächst nur auf einem sittlich-religiösen Werturteil, ist jedoch kein allgemeines Entwicklungsgesetz. Die Heilsordnung sieht in dogmatischen Kompendien anders aus, als in der Lebensgeschichte des einzelnen Christen. Wenn wir in der Religion Selbstbehauptung gegenüber der widerstrebenden Welt mit ihrem Leid und ihrer Lust suchen, so wird diese Selbstbehauptung vom bewußten Anfang unsers Lebens an von uns gefordert. Sie ist gegenüber dem, was an uns selbst Welt ist, die Verwirklichung unsrer edelsten geistigen, dabei aber doch natürlichen Triebe. Wir brauchen also nicht erst in Augustins Weise alle möglichen Experimente gemacht zu haben, ehe wir auf dem Standpunkt des gesunden Christentums anlangen können; dieser ist von vornherein möglich und wünschenswert.

Ferner soll jeder Christ wohl ein starkes Gefühl solidarischer Verpflichtung in sich tragen, das ihm sogar das Opfer des Lebens zumuten darf. Die Selbstbehauptung kann gerade im Selbstopfer sich durchsetzen. Denn wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren (Matth. 16, 25). In dieser Forderung gipfelte seinerzeit unsre Aufstellung des Gesetzes des Opfers (1896, Sp. 684 ff.). Aber wir setzten gleich hinzu: sobald die Pflicht dazu an uns herantritt. Ist dies nun auch oftmals der Fall, so doch nicht immer. Das Leben ist nicht immer paradox. Neben der Nächstenliebe ist auch die edle

Selbstliebe ein Ausfluß unsrer Liebe zu Gott. Es gilt, sich in der Kraft heiligen Geistes von Fall zu Fall zu entscheiden. Der heilige Geist ist ein Geist des Taktes. Aber das werden wir dann eben gerade in der Kraft dieses über uns kommenden Christengeistes empfinden, daß jeder sein in ihm selbst wurzelndes Daseinsrecht hat, weil er ja die Verantwortung für sein Thun und Lassen allein zu tragen hat. Er ist der strengen Kausalität seines eigenen Charakters unterworfen. Nichts, was er durch seine Lebensführung seinem Charakter hinzusetzte oder hinwegnahm, läßt sich wieder verwischen oder tilgen. Das geht auch nicht durch Buße, sobald wir sie in dem landläufigen pharisäischen Sinne als moralische Leistung auffassen, während sie doch religiöse Erleuchtung und Befreiung sein soll, in deren Licht wir täglich atmen und leben. So erwächst uns ein echt protestantischer Individualismus. Wir sollen nicht in dem Herdenbewußtsein unsers zu Ende gehenden Jahrhunderts unsre Individualität drangeben. Der starke Kult der Persönlichkeit, der das vorige Jahrhundert und die Romantik kennzeichnet, hat auch in unsern Tagen ein Recht behalten. Das Christentum ist ohne Zweifel in gewisser Weise eine demokratische Religion, die es mit den Schwachen und Gedrückten, mit der Masse halten muß. Sie lehrt den Einzelnen, bescheiden in der Gesamtheit zu verschwinden. Aber sie lehrt ihn auch, stolz aus ihr herauszutreten. Sie ist zugleich eine exklusiv aristokratische Religion. Denn sie hält es mit dem Adel der einzelnen Seele. Nur deshalb ist sie den Gewaltigen dieser Welt nicht eben gewogen, weil sie diesen Gesinnungsadel auf anderm Boden wachsen sieht, als in den Schlössern und bei den Leuten weicher Kleider. „Selig sind die geistlich Armen.“ Ist aber das Innewerden dieser Seligkeit nicht der Erweis eines in seiner Unbewußtheit umso entzückenderen Adels? War es nicht Aristokratismus, daß sich Jesus eine Schar von Jüngern aussonderte und sich selbst seiner Einzigartigkeit in einer Stärke bewußt war, wie Niemand vor ihm und nach ihm? Hat er nicht seine Jünger geradezu bei ihrer Aussendung angewiesen, nur bei denen zu bleiben, die es „wert“ seien? Wird nicht jede geschichtliche Bewegung von ihren impulsiven Naturen am stärksten getragen? Wissen wir nicht, wie das Christentum immer und immer wieder den aristokratischen Versuch einer Ecclesia in ecclesia gemacht hat? Und waren es nicht gerade diese Kreise bewußter Christen, deren starke Individualität das Ganze erhalten und z. B. durch die dürren Zeiten des ausgehenden Rationalismus hindurch die glühende Kohle unter der Asche treu gehütet hat? Was an ihren Trieben ungesund war, das Methodistische und im schlechten Sinne Pietistische, ist inzwischen als solches erkannt worden, denn es fing von selbst an abzusterben und abzufallen. Was aber an allen Bewegungen der christlichen Geschichte und an allen Erzeugnissen des Christentums sich als gesund und seiner selbst gewiß und froh herausstellte, das ist auf uns gekommen. Das wurde so stark von dem Gesetze der Erhaltung getragen, daß es nun seinerseits die ganze christliche Kirche zu tragen imstande war.

Hieraus fließt uns allen eine ernste Pflicht — und sie ist unser positives Ergebnis —, die sich für den christlichen Prediger noch besonders gestaltet.

Kein Mensch möchte in dem Gewirr der sich empfehlenden und gegenseitig kritisirenden geistigen Richtungen seiner Zeit sich einer solchen anschließen, die vielleicht schon bald im Sande verläuft. Uns alle erfüllt der Ehrgeiz, an zukunftsreichen Bestrebungen mitzuarbeiten. Aber leicht befällt uns die Angst, ob unsre Wahl auch die rechte gewesen sei. In solchen Zweifeln sollen wir Alles an dem Maßstabe messen, mit dem das Christentum gemessen sein will. Entspricht es wie dieses dem innersten Wesen des Menschen und zugleich den Verhältnissen, die ja auch nur der fleischgewordne Ausdruck für die Natur der menschlichen Gattung und hiernach zu beurteilen sind, so ist es von Gott und wird bestehen. Solchen Bestrebungen dürfen wir uns dann nicht bloß anschließen, sondern sollen und müssen uns ihnen hingeben. Weil es aber immer die starken Individualitäten sind, die das Ganze tragen, und die Gesundheit des Ganzen nicht zum wenigsten sich darin äußert, daß möglichst alle seine Glieder starke Individualitäten werden, so läuft das

allgemeine, besonders das allgemein christliche und das individuelle Interesse auf dasselbe hinaus: Werde eine selbstbewußte, gesunde christliche Persönlichkeit! Erst als solche sind wir auch wahrer Buße und Demut fähig. Nur wenn der Mensch aufrecht steht, kann er sich verbeugen.*)

Diese allgemeine Pflicht gestaltet sich nun für die christliche Predigt noch besonders eindringlich. Diese muß sich nämlich nicht nur ihrer Zeit anpassen, indem sie apologetisch wird, sondern soll doch vor allem der Ewigkeit dienen. Deshalb ist von ihr zu verlangen, daß sie solid ist. Aber gerade hiergegen wird von uns fort und fort gesündigt. In den Umarmungen der Rhetorik oder gar in dem höllentiefen Abgrund sogenannter „Gläubigkeit“ wäre das Evangelium schon längst erstickt und rettungslos verschollen, wenn es nicht eine so gute Lunge und starke Gesundheit hätte. Als ob überhaupt der Einzelne von Anfang an die ganze Fülle des Glaubens in sich tragen könnte! Unser Verdienst ist es wahrhaftig nicht, wenn durch alle Phrasen und Kanzelroutine hindurch die Stimme des echten Evangeliums doch noch hindurchklang. Es ist gewiß ein Fehler, wenn eine Predigt ein Vortrag ist. Aber besser dieser Fehler, als das salbungsvolle Nichts des vulgären Kanzeltones. Wir dürfen uns gar nicht wundern, wenn die Kirchen leer stehen und vornehmlich die Gebildeten sich scheu von uns zurückziehen. Mag es der Einzelne unter uns noch so ernst nehmen, er trägt doch an den Sünden seines Standes. Aber jeder prüfe sich selbst, welcher kirchlichen Richtung er auch angehöre! Wesentlich durch die Versäumnisse der Kirche ist es in den Gemeinden und Einzelnen zur Krisis des Christentums gekommen. Man hat eben zu oft das Wassersüppchen oder poetische Ragout sogenannter christlicher Predigt vorgesetzt erhalten, um noch Geschmack daran finden zu können. Poetische Ausdrucksweise und Einfachheit sind ja gewiß für die Religion im allgemeinen und das Evangelium im besondern angebracht und notwendig. Aber ist das alles? Haben wir Theologie studirt, um uns hierbei zu beruhigen? Das können auch Laien leisten, wenn sie nur das Herz auf dem rechten Flecke haben, wir aber sollen den ganzen Reichtum des Glaubens auch für die Weltanschauung zeigen. Das Vorurteil hat sich nicht ohne unsre Schuld gegen uns erhoben, als ob in unsrer evangelischen Kirche zwar sehr viel Reden gehalten würden, aber im Grunde recht wenig gesagt werde. Drummond spricht einmal von dem „kirchlichen Wortschatz;“ das religiöse Leben der Gemeinde sei meist nur dessen Widerhall. Das wäre fürwahr ein elendes Ergebnis unsrer Arbeit! Ein gesunder Mensch müßte sich geradezu von solchen Veranstaltungen zurückziehen. Wir Prediger machen es ja nicht anders. Wir gehen z. B. nicht gern in ein Geschäft, das unsolide Waren führt. Wir schelten auf die seichte Litteratur unsrer Tage. Wir stimmen pessimistische Klagen darüber an, daß unsre Zeit so oberflächlich und des Ewigkeitsgehaltes bar sei. Nun wohl, dann müssen wir auch die Konsequenzen ziehen. Soll nach unsrer eignen Predigt nur persönlicher Glaube der wahre Glaube sein, so soll sich für uns auch die Erkenntnis unsrer Schäden persönlich gestalten. Es ist Sünde, die Schuld auf die „Verhältnisse“ zu schieben. Müssen wir nicht vor allem unser eignes religiöses Leben gesunden lassen? Wäre es wirklich Unrecht, wenn wir ein bischen mehr Theologie studirten, statt uns gleich in vielgeschäftige Praxis zu stürzen? Es liegt ja zu Tage, wie wenig dabei bis jetzt herausgekommen, wie die Achtung vor Christentum und Kirche immer verhängnisvoller geschwunden ist. Sind wir dagegen erst in uns gefestete Persönlichkeiten, verfügen wir erst über stark pulsirendes religiöses Leben und ernst erarbeitetes theologisches Wissen, dann wird uns allen die Fähigkeit öffentlicher Verkündigung und Verteidigung des Christentums erwachsen. Wir werden imstande sein, nicht nur immer Ziele aufzustellen, sondern auch die Technik ihrer Erreichung zu zeigen. Hierzu ist Hiltys

*) Vgl. hierzu die Schrift meines Vaters D. G. Graue: Die selbständige Stellung der Sittlichkeit zur Religion (Braunschweig, Schwetschke), Seite 189 bis 196, sowie meines Bruders Paul Graue: Die freie christliche Persönlichkeit (Stuttgart, Frommann, 1896).

Glück“ sehr zu empfehlen. Man wird uns wieder hören wollen. Die Klagen über uns selbst werden allmählich verstummen. Dann endlich sind wir das, als was wir uns zu bezeichnen lieben, nämlich Diener Gottes, Träger seiner ewigen Gedanken und Kräfte. Gottes gesundes und gesundmachendes Evangelium wird durch uns seinen Siegeszug fortsetzen, wird die Herzen erquicken und selig machen. Es ist noch heute die beglückende und befreiende frohe Botschaft für alle Menschenkinder. So lange es Menschen giebt, wird es auch Christen geben, Gott sei Lob und Dank! Dietrich Graue

Die heranwachsende Jugend und die Schulgemeinde

1

Die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft ist eine der kirchlich und kulturhistorisch merkwürdigsten Erscheinungen unsrer Zeit. Hervorgegangen aus der Innern Mission, die sich in Theodor Fliedner zuerst der Gefängnissache bemächtigte, stellt sich jetzt diese Gesellschaft als ein Kongreß von sehr verschiedenartigen Elementen dar. Höhere und mittlere Verwaltungsbeamte, eine Elite von Juristen bis zu den Oberstaatsanwälten und Professoren hinauf, zahlreiche evangelische und katholische Geistliche und Lehrer beraten dort in regem Gedankenaustausch über die tiefgreifendsten Fragen des Volkswohls vom Gesichtspunkt des Verbrechens und der Verbrechensverhütung aus. Kein Wunder, daß bei dieser eigenartigen Zusammensetzung die Verhandlungen, Beschlüsse und Vorschläge der Gesellschaft sich einer besondern Achtung und Beachtung erfreuen. Ihre letzte Generalversammlung am 12. und 13. Oktober dieses Jahres hatte die wichtige Frage des Mißbrauchs der väterlichen Gewalt und Vormundschaft zum Gegenstand. Professor v. Kirchenheim aus Heidelberg schlug nach sehr eindringenden, warmherzigen und anregenden Darlegungen eine Resolution bezüglich der heranwachsenden Jugend vor, die fast einstimmig angenommen wurde. Sie lautet:

> Die Rheinisch-Westfälische Gefängnisgesellschaft glaubt, daß es für Volkserziehung und Verbrechensverhütung heilsam sei, wenn eine strengere Aufsicht über die Jugend vom 14. bis 21. Jahre geführt würde; sie wünscht, daß bestehende Vereine oder neu zu diesem Zweck zu gründende Vereine der Aufgabe sich unterziehen, die jungen Leute dieses Alters bei Wahl des Berufes, Aufenthaltswechsel u. s. w. persönlich zu beraten und so vor den sittlichen Gefahren namentlich der großen Städte zu bewahren.

Der Leitgedanke verdient und findet zweifelsohne den allgemeinsten Beifall. Gegenwärtig bleibt gerade das gefährdetste Alter, das zwischen Schul- und Militärzeit, völlig erziehungslos, ist der Verwilderung und Verwahrlosung schutzlos preisgegeben; man pflanzt und pflegt mit Mühe und großen Kosten ein Bäumchen, und gerade dann, wenn die Zeit der schlimmen Stürme kommt, nimmt man den schützenden Pfahl weg. Welch ein Unding ist es, so wird mit Recht bemerkt, Millionen und aber Millionen für Volksschulerziehung und hernach noch viel mehr Millionen für die militärische Erziehung des Volkes auszugeben und in der Zwischenzeit die dann erst recht erziehungsbedürftigen jungen Leute unbekümmert sich selbst zu überlassen und dadurch die Arbeit der beiden großen Volkserziehungseinrichtungen in nur zu vielen Fällen illusorisch zu machen! Also darüber, daß eine „strengere Aufsicht“ notwendig ist, sind alle Kenner einig, und daß eine wirksame Verbrechensverhütung nur im Rahmen der Volkserziehung geübt werden kann, wie die Resolution will, muß ebenfalls Jedem einleuchten. Wie steht es aber mit dem vorgeschlagnen Heilmittel? Neue Vereine? Aber setzt sich nicht immer mehr die Erkenntnis durch, daß wir der Vereine schon genug und übergenug haben, daß die Vereine, zumal die der Innern Mission, zumeist aus einer Zeit erwachsen sind, wo die Kirche und bürgerliche Gesellschaft sich ihrer Aufgabe nicht bewußt waren und sich ihre Arbeit gern von selbstlos und opferwillig thätigen freien Vereinen abnehmen ließen? Sehen wir nicht eine heilsame Reaktion gegen das Ueberwuchern des Vereinswesens, um nicht zu sagen der „Vereinsmeierei“ sich erheben, die den geordneten Aemtern und Verbänden, zumal der Gemeinde, dem Pfarramt und dem Gemeindevorstande, die Pflichten und Rechte wieder zuweisen will, die sie allzu bequem und kurzsichtig aus der Hand gegeben haben? Und geben nicht auch die Vereinsfreunde, zumal die Träger der Vereinsthätigkeit selbst zu, daß sie an den Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit angelangt sind, daß die Vereine, besonders wenn sie von oben herab angeregt sind, vielfach ein Scheindasein führen und lediglich auf dem Eifer und der Hingebung einiger weniger Personen beruhen? Und weiter. Freie Vereine, um eine strengere Aufsicht über unsre der Schule entwachsene Jugend auszuüben! Wie denkt man sich das? Den Vereinen fehlt ja gerade das, was für diese Aufgabe unumgänglich nötig ist, die Autorität, die amtliche Befugnis. Die Erziehung kann des gesetzlichen Momentes nicht entraten; die Vereine sind dagegen durchaus auf Freiwilligkeit angewiesen. Die Jünglingsvereine mögen noch so segensreich wirken, sie erreichen aber gerade die jugendlichen Massen nicht, die der Erziehung noch am meisten bedürfen.

Von katholischer Seite wurde bei der interessanten Diskussion diese ganze Aufgabe natürlich für die Kirche allein samt den von der Kirche eingerichteten und geleiteten Vereinen in Anspruch genommen. Nun ist ja allerdings das gesetzliche Moment in der katholischen Kirche stärker ausgeprägt und sie hat mehr Mittel, die jungen Leute an sich zu fesseln, mag daher wohl auch ernstlich glauben, mit ihrer Autorität allein auszureichen. Die evangelische Kirche dagegen will nicht gesetzlich wirken und kennt nur eine moralische, innere Autorität. Die Kirche kann und soll nicht zwingen; man darf ihr daher, ebenso wie den freien Vereinen, nicht mehr zumuten und sich nicht mehr von ihr versprechen, als sie ihrem Wesen gemäß leisten kann. Allerdings stieß kürzlich auch auf einer evangelischen Kreissynode des Niederrheins der Satz, „daß die ungeheure Arbeit, der Verwilderung der Jugend zu steuern, über die Aufgaben und Kräfte der kirchlichen Gemeinde hinausgeht,“ auf lebhaften Widerspruch; wer aber die Thatsachen nimmt, wie sie liegen, muß doch wohl zugeben, daß bei der fortschreitenden Erweichung der kirchlichen Sitten in unserm Volke die Kirche auf eine wirksame Beeinflussung der Mehrzahl der Konfirmirten wohl oder übel verzichten muß. „Obligatorisch“ ist nun einmal kein kirchlicher Begriff; Erziehungsorgane aber müssen da, wo die natürliche und geistige Autorität nicht mehr ausreicht, mit der entsprechenden gesetzlichen Machtvollkommenheit ausgestattet sein.

Auch bei den Verhandlungen der Gefängnisgesellschaft fühlte man das wohl; in Ergänzung der genannten Resolution wurde daher noch eine Empfehlung der obligatorischen Fortbildungsschule mit „religiös-sittlicher Unterweisung“ vorgeschlagen und angenommen. Es ist aber sehr zu bezweifeln, ob die Fortbildungsschule, die, dem modernen Bildungsbegriff entsprechend, lediglich auf Erweiterung der Kenntnisse und Fertigkeiten abzielt, wieder in einen innern Zusammenhang mit dem Erziehungswesen zurückorganisirt werden kann. Steht sie doch unter dem Handelsministerium und beweist damit ihren der Erziehung heterogenen Charakter aufs deutlichste. Es müßte also eine organische Verbindung mit der Volksschule, ja eine organische Fortführung der Volksschulerziehung überhaupt erstrebt werden. Die „kleinen Mittel,“ wie die Fortbildungsschule, die Jünglings- und Gesellenvereine und der neuerdings in manchen Gegenden sehr in Aufnahme gekommne „Jugendbund,“ sind gewiß nicht zu verachten; aber wer die ganze Schwierigkeit und Tragweite der vorliegenden Aufgabe ernstlicher ins Auge faßt, wird immer deutlicher erkennen, daß hier ein neuer Grund gelegt werden muß; daß die Volksschule selbst angesichts der vielen mitwirkenden andern Erziehungsfaktoren ihrer Aufgabe sicher nicht mehr gerecht werden kann; daß es sich schließlich um eine bessere Organisirung der Volkserziehung überhaupt handelt. Der geforderte Zusammenhang von Verbrechensverhütung und Volkserziehung führt, richtig verfolgt, weit über diese kleinen Einzelvorschläge hinaus und wird erst in dem Dörpfeldschen Gedanken der Schul- oder Erziehungsgemeinde zum Ziele kommen.

2

Was ist das für ein Gedanke, die Schulgemeinde? Wer einmal von Dörpfelds grundlegenden Büchern „Die freie Schulgemeinde auf dem Boden der freien Kirche und des freien Staates“ und „Das Fundamentstück einer gerechten, gesunden, freien und friedlichen Schulverfassung“ (Band 7 und 8 von Dörpfelds Gesammelten Schriften) etwas gehört hat, denkt dabei leicht an irgend eine ideale Konstruktion, an die kunstvolle Ausklügelung eines schulpolitischen Theoretikers. Und doch entstammt dieser Gedanke thatsächlich vorliegenden Verhältnissen, ist zum Teil in den Schulgemeinden des Niederrheins und Ostfrieslands schon verwirklicht gewesen und von einzelnen weitsichtigen und treuen Lehrern seinem Wesen nach mit allem Bewußtsein durchgeführt worden. Solch ein Lehrer von Gottes Gnaden war Georg Klingenburg in einem zu einer städtischen Kirchgemeinde gehörigen Dorfe bei Mülheim an der Ruhr, das jetzt durch seinen Tersteegen wieder bekannter wird. Das Lebenswerk dieses ebenso liebenswürdigen und bescheidnen wie machtvoll wirkenden Schulmannes stellt uns nun Rektor Horn in einem anspruchslosen, aber ungemein fein gezeichneten Charakterbilde vor Augen. Horn, der Leiter der Präparandenanstalt in Orsoy am Rhein, wird von der Lehrerschaft des Niederrheins nach Dörpfelds Hingang als ihr geistiges Haupt angesehen und verehrt, was jetzt gerade bei seinem Jubiläum in erhebender Weise zum Ausdruck kam. Er zeigt uns in seinem Schriftchen „Georg Klingenburg und seine Schulgemeinde. Ein Bild aus dem niederrheinischen Schulleben“ (Gütersloh, Bertelsmann, 1897; 24 S., 30 Pfennige) das Wirken eines Volksschullehrers und Gemeindeerziehers in der idealen Wechselwirkung mit den in seiner Schulgemeinde lebendigen und zum Leben zu weckenden Erziehungsfaktoren.

Klingenburg stellte sich, so führt Horn aus, die Frage, ob er die Schule als die herrschende Macht in der Gemeinde betrachten solle, der die Kinder samt ihren Eltern zu dienen haben, oder ob er sich mit seiner Schularbeit in den Dienst der gemeinsamen Erziehung stellen und an seinem Teile dahin wirken solle, daß die in der Familie, Kirche, Gemeinde und Schule an der Erziehung thätigen Kräfte möglichst voll und einheitlich der Jugend zu gute kommen. Er zog die demütig dienende der stolz herrschenden und vor dem Revisor als „gute Schule“ paradirende Schule vor. Er sah ein, daß die Familie und Gemeinde das Anschauungs-, Anwendungs- und Uebungsgebiet bilden müssen, auf das der Schulunterricht sich zu stützen hat, da das Schulleben für sich viel zu arm ist. Will die Schule das Wichtigste ihres Unterrichts, die Anwendung des Gelernten und damit die wirkliche sittliche und religiöse Bildung der Schüler nicht aus dem Auge lassen, so muß sie mit Haus und Kirche zusammenarbeiten, das heißt die Erziehungsfaktoren müssen nicht nur eines Sinnes sein, sondern Schritt für Schritt zusammengehen.

Wohin Klingenburg in seiner Gemeinde das Auge richtete, überall sah er die Jugend in Verhältnissen, aus denen eine bedeutsame erzieherische Einwirkung für sie sich ergeben konnte. Da gab es Eltern und Kinder, Vormünder und Mündel, Herrschaften und Dienstboten, Meister und Lehrlinge, gereifte Männer und Frauen und unreife Jugend, Pfarrer und Katechumenen, Seelsorger und Gemeindeglieder, obrigkeitliche Behörden und Ordnungen und Personen, die diese Ordnungen zu achten haben u. s. w. Was sind hiegegen die erziehlichen Mittel der Schule? Das erschien Klingenburg als die Bedeutung der Gemeinde, daß die in ihr vorhandnen erziehlichen Kräfte nicht nur für sich zur Geltung kommen, sondern daß sie von einander wissen, sich gegenseitig unterstützen, dadurch wachsen, den Gemeindeorganismus beleben und, wie es in einem gesunden Organismus natürlich ist, zu einer einheitlichen Wirkung kommen.

Kurz, es wurde diesem treuen Dorfschullehrer immer mehr Lebensaufgabe, dazu zu helfen, daß seine Gemeinde eine rechte Erziehungsgemeinde werde, und er bemühte sich zu diesem Zwecke, zu allen Gliedern seiner Gemeinde in möglichst innige Beziehung zu kommen, das heißt in eine Beziehung, die auf der Gemeinsamkeit des Interesses für alle Lebensfragen beruht. Wie Großes er mit diesem Bestreben, die erzieherischen Kräfte seiner Schulgemeinde zu sammeln und zu organisiren, erreicht hat und welch einzigartigen Einfluß er als Gemeindeerzieher ausgeübt hat, möge man in Horns Schriftchen nachlesen. Eine Einrichtung aber ist so charakteristisch, daß f hier besonders erwähnt werden muß. Klingenburg begründe einen litterarischen Verein, wo er mit den Landleuten, mei seinen ehemaligen Schülern, klassische Dramen mit verteilte Rollen las. Emil Palleske hat diesen Verein zufällig entdec und sich selbst von seinen Leistungen überzeugt. Er schreil davon in seinem bekannten Buche „Die Kunst des Vortrags“

Die Hauptaufgabe des Abends waren die drei letzten Akte i Shakespeares „Othello.“ Die Rollen waren in guten Händen ur wurden vollständig im Charakter gelesen. Die nicht lesenden Mitgliede sowie die anwesenden Gäste hörten mit gespannter Aufmerksamkeit z Mich hat das Drama kaum jemals von der Bühne herab so beweg als aus dem Munde dieser Männer. An der darnach folgenden Unte haltung über die Charaktere des Stückes beteiligten sich mehrere Mi glieder mit einem Eifer und einem Verständnis, daß ich, ganz hing nommen von der Sache, aufs lebhafte in den Kampf der Ansichten ei ging, bis endlich die Nachtstunde zum Aufbruch mahnte. Als ich i Gesellschaft von einigen Mitgliedern unter dem funkelnden Sterner himmel nach Kettwig zurückwanderte, war ich sehr schweigsam. De Abend hatte mir viel zu denken gegeben.

Sollte er nicht auch Andern zu denken geben können Wir brauchten wohl keine Sorge mehr um unsre jungen Leut zu haben, wenn sie in einer Erziehungsgemeinde aufwüchse wo ein solcher Verein möglich ist! Denn hier galt nicht blo ästhetische Liebhaberei, sondern ethische Kraft und Fruch Palleske hatte gleich selbst hiernach gefragt und zu seiner Freud erfahren:

daß die Mitglieder ganz ausgezeichnete Landwirte seien, da also unter dem litterarischen Interesse das wirtschaftliche in keiner Wei leide, vielmehr dadurch gefördert werde, daß in demselben Bezirk ei landwirtschaftliches Kasino bestehe, das monatlich seine Sitzungen hal und Tüchtiges leiste; daß weiter ein Schiedsgerichtsverein etwaige Strei fälle in der Gemeinde schlichte, ein Deutscher Verein Belehrung üb politische Dinge gebe und in gelegentlichen Festen die patriotische G sinnung zum Ausdruck bringe.

Als dieser Schiedsgerichtsverein fünfundzwanzig Jahr bestanden hatte, traf Klingenburg mit einem sehr wohlmeinende Justizrat seines Gerichtsbezirks zusammen. Da sagte diese mit drohend erhobnem Finger scherzend: „Ich muß Ihnen rec böse sein. Die Bauern haben allgemein eine so große Lust a Prozessiren, aus Ihrer Gemeinde aber habe ich in fünfund zwanzig Jahren keinen einzigen Prozeß gehabt. Da sind Si mit Ihrem Verein schuld. Warten Sie!“

Noch einmal: dieser schlichte Dorfschulmeister Klingenbur mit seiner einklassigen Schule und seiner Schulgemeinde gieb sehr viel zu denken. Man wird sich nicht so schnell damit ab finden dürfen: „Das war eben ein Erlesener unter Tausenden das kann man nicht nachmachen, nicht einmal so ohne weitere zur Nachahmung empfehlen.“ Andrerseits wird man auch nich daraus nur neuen Dampf zum eifrigern Betriebe der Vereins maschinerie entnehmen wollen. Allerdings konnte Klingenbur unter günstigen Verhältnissen durch seine Vereine viel erreichen aber dies doch nur, um vorbildlich zu zeigen, was für erziehe rische Kräfte in einer tüchtigen Gemeinde überhaupt noc schlummern, Kräfte, die von Kirche und Schule bisher kaum schon i Anspruch genommen sind. Diese grundsätzlich zusammenzufasse zu einheitlicher, bewußter erzieherischer Wirksamkeit, wie es de „Meisters an der Ruhr“ Absicht und Ziel war, das geh natürlich über den freien Vereinsbetrieb weit hinaus. Abe die Möglichkeit erkennen wir daran, einen Verband vo Eltern und Schulfreunden zu organisiren, dem die Erziehungs angelegenheiten in der Ortsschulgemeinde ebenso in Selbstver waltung anvertraut werden können, wie die kirchlichen Angelegen heiten von dem Kirchenrat und der Gemeindevertretung un die kommunalen Angelegenheiten von der bürgerlichen Gemeinde verwaltung mit verwaltet werden.

Das ist, aufs kürzeste, vielleicht für ein richtiges Ver ständnis allzu kurz zusammengefaßt, das Wesen des Schul gemeindegedankens. Welche Schwierigkeiten seiner Verwirklichung im Wege stehen, ist seinen Freunden keineswegs verborgen. Es hat ja aber auch lange gedauert, bis die „Pastoren- un Konsistorialkirche“ in einen Verband organisirter Gemeinden verwandelt wurde, und es wird wohl noch länger dauern, bi das „Gemeindeideal“ durchgeführt wird. Nur wolle man nich gleich vom Standpunkte der großen Städte aus die Idee de

chulgemeinde für ein unrealisirbares Phantom erklären. Denn e großen Städte sollten doch überhaupt wohl in kirchlichen d pädagogischen Dingen nicht maßgebend sein, wo die Herren ehrer und „Erzieher“ sich nach absolvirter Stundenzahl aufs ahrrad setzen und nach allen Seiten auseinanderstieben, und oß und Reiter sieht man nicht mehr wieder!

G von Rohden

Grabreden

Wer unter uns einen großen Bekanntenkreis hat, dem legt es ja leider nicht erspart zu bleiben, den Kirchhof häufig betreten, um bei der letzten Ehrung zugegen zu sein. Wie nnte einer fern bleiben, wenn die sterblichen Reste eines lieben reundes zur Ruhe des Grabes gebracht werden? Ob aber lles, was er draußen am Grabe hört und sieht, seinem Em-finden und seinen Wünschen entspricht, das ist eine andre rage. Wir glauben, nicht allein zu stehen mit der Annahme, ß so mancher Zopf aus der sogenannten guten alten Zeit bei rartigen Akten schon längst beseitigt sein sollte; und es wundert ns, daß Generalsynoden fast noch niemals mit diesen Fragen ngehender sich beschäftigt haben. Ob es statthaft sei, daß die eistlichkeit bei Leichenverbrennungen ihres Amtes walte, dar-ber konnte man seiner Zeit in solchen Versammlungen Vieles ören. Wir lassen es auf sich beruhen, wenn man fast überall hin sich entschied, daß der Pfarrer bei geplanter Verbrennung h fern zu halten habe. Aber uns kommt es vor, als ob ch dringlichere Fragen der Erledigung harrten, und es er-heint uns nicht überflüssig, einzelne Punkte, die längst ätten geändert werden sollen, zur Sprache zu bringen.

Wir überlassen es gerne den Theologen, das Einsegnen r Toten nach ihrer Weise zu erklären und zu rechtfertigen. ber schon die Anrede an den Toten als an eine Person hat ir uns etwas Befremdliches. Wir halten dafür, daß ein der-tiger Verkehr zwischen Lebenden und Toten etwas Wider-nniges einschließt; und wenn man sonst unter dem Segnen das uwenden irgend eines Gutes versteht, so wissen wir in der hat nicht, wie wir Lebenden imstande sein sollen, den Toten och etwas Gutes zu verschaffen. Wer anders denkt, mag es uf seine Gefahr thun: den Vorwurf, etwas abergläubisch zu in, können wir ihm nicht ersparen.

Gewöhnlich meint man, die Art unsrer kirchlichen Be-tattung habe eine Jahrhunderte alte Tradition für sich. Allein em ist gar nicht so.

Das Begraben war ursprünglich ein rein weltliches Werk. ngehörige und Freunde des Verstorbnen hielten sich dazu für erpflichtet. Nächst diesen war es Sache der Polizei, aus sani-ären und ästhetischen Gründen dafür Sorge zu tragen, daß ie Toten bestattet wurden. Auch die alten Christen machten arin keine Ausnahme. Bald kommen Gedächtnisfeierlichkeiten azu, die an den Gräbern der Märtyrer abgehalten wurden. ahresfeiern bei der Wiederkehr des Todestages gehen bis zu rigenes zurück, und die Bedürftigen und Armen, die aus iesem Anlaß gespeist wurden, werden nichts dagegen eingewendet aben. Aber schon zu Tertullians Zeit war aus dem Gebet it dem Toten ein Gebet für den Toten geworden. Warnende Stimmen, die sich bereits in der frühesten Zeit dagegen erhoben, urden nicht beachtet oder gar als ketzerisch zurückgewiesen. Nur agegen sprachen sich Synoden aus (so die zu Hippo 393), daß s unstatthaft sei, Tote zu taufen oder ihnen das Abendmahl u geben. Selbst ein so kluger Kopf wie Augustinus war darin in Kind seiner Zeit, daß er mit Rücksicht auf das Läuterungs-euer in der andern Welt Fürbitten für Tote in Schutz nahm. is zu Augustins Zeit reicht die Sitte zurück, die Särge in ie Kirche vor den Altar zu bringen und förmliche Leichen-ottesdienste abzuhalten, ehe man zum Grabe ging. Almosen, Seelenmessen, Kirchenbauen zur Erinnerung an liebe Tote, das lles begegnet uns durch das ganze Mittelalter hindurch.

Es war durchaus selbstverständlich, daß die Reformation uch auf diesem Gebiet gründlich aufräumen mußte. Aber während einzelne Kirchenordnungen dem Begräbnisakt keine Zeile

widmen, begnügen sich andre damit, ausschließlich die Lehre vom Meßopfer und vom Fegfeuer zu verwerfen. Das Hinabwerfen von Erde auf den Sarg mit entsprechenden Worten hat sich erst in unserm Jahrhundert wieder eingeschlichen, und zwar wurde es von der schwedischen und der anglikanischen Kirche herüber-genommen.

Man sagt nun freilich: Ist es nicht schön und erhebend, die Toten zu ihrem letzten Schlaf einzusegnen, wie eine Mutter ihr Kind segnet, wenn es sich zu seiner Ruhe niederlegt? Allein mit Romantik und Sentimentalität können die sachlichen Gründe, die gegen die Einsegnung der Toten sprechen, nicht widerlegt werden. Gern geben wir es zu, daß das fromme Gefühl und die natürliche Empfindung an Grabesstätten in keiner Weise unterdrückt zu werden brauchen. Es berührt nichts so peinlich, als Kälte und innere Teilnahmslosigkeit an solchem Orte. Gleichwohl dürfen wir einen Fortschritt zum Bessern darin er-kennen, daß die Zeiten vorüber sind, da man auf das Gefühl übertriebnen Wert legte und der Grabredner seine Aufgabe darein setzte, das Thränenregister auf das stärkste zu ziehen.

Nach welchen Seiten nun ist eine Aenderung und Besserung der derzeitigen Bräuche wünschenswert und notwendig?

Die Grabrede darf nicht zur Verherrlichung des Toten ausarten. Auf diesem Gebiete wird allerorten viel gefehlt. Das ist ja richtig: der Tod hat etwas Versöhnendes und Ausgleichendes. Das alte Wort, daß man von den Toten nur Gutes reden soll, hat eine gewisse Berechtigung.*) Aber auch hier giebt es eine Schranke, über die man sich nicht wegsetzen darf, wir meinen die Wahrheit. Man thut Unrecht, aus falscher Liebe oder Rücksicht die Wahrhaftigkeit zu verletzen. Heucheln und Lügen ist immer und überall unstatthaft und schimpflich. Wie häufig kann man es Grabrednern abfühlen, daß sie in Verlegenheit sind. Sie wollen einerseits nicht verletzen, andrer-seits der Wahrheit nichts vergeben. Es gehört schon Mannes-mut dazu, es offen auszusprechen, wie wir es einmal gehört haben: „Es hat mir immer weh gethan, daß der Entschlafne für religiöse Dinge nichts übrig hatte!“ Alle Achtung vor solcher Offenheit! Ist diese mit dem nötigen Takt und mit Zartheit verbunden, so wirkt sie nie verletzend. Aber warum schafft man nicht den ganzen Brauch ab? Warum begnügt man sich nicht damit, die wissenswerten, notwendigsten biographischen Notizen kurz und bündig anzuführen?

Die Aufgabe des Grabredners ist eine ungemein schwierige. Entweder kennt der Redner den Toten durch persönlichen Ver-kehr, oder er weiß nur von einzelnen Seiten seines Lebens und seines Charakters, oder er weiß gar nichts von dem Ver-storbnen. In allen Fällen ist seine Aufgabe keine leichte.

Auch dann, wenn der Tote in innigem Verkehr mit dem Grabredner gestanden hat, setzt es eine Meisterhand und eine ge-wisse künstlerische Begabung voraus, wenn der Persönlichkeit volle Gerechtigkeit widerfahren soll, wenn das Bild der Wirklichkeit entsprechen soll. Ja gesetzt, daß der Redner mit feiner Kunst und großem Geschick das Leben schildert und eine treffende Charakteristik gegeben hat, so hat er damit doch erst eine Seite seiner Aufgabe erfüllt, und er verdirbt darnach seine Sache vielleicht noch dadurch, daß er dem andern Teil nicht in gleicher Weise gerecht wird, wir denken an seine Ansprache an die Hinterbliebnen.

Kennt der Redner nur Einzelheiten aus Leben, Wirken und Art des Toten, dann soll er mit seiner Phantasie die Lücken ergänzen, er soll in die Person des Verstorbnen sich hinein-denken. Beachtet er dabei nicht die weiseste Zurückhaltung, so gerät er nur zu leicht auf eine schiefe Ebene und setzt sich dem Verdacht der Heuchelei aus.

Vollends wenn der Redner gar nichts weiß von dem Toten, wenn er ihn im Leben gar nie gesehen hat, dann ist er ja nur auf Mitteilungen angewiesen. Oft ist er gar nicht in der Lage, diese Angaben zu sichten und zu prüfen. Das Ende ist, daß er mit der Wahrheit in argen Konflikt kommt, und sein Unglück ists, daß das Publikum in Unkenntnis der Sachlage die Schuld an dem verzeichneten Bild ausschließlich dem Redner zuzu-

*) Vgl. 1896, Nr. 10: De mortuis nihil nisi bene. D H

schieben pflegt. Wer will sagen, wie vielfache Verachtung die Kirche und das geistliche Amt nur dadurch getroffen hat, daß man peinlich berührt oder gar verletzt den Friedhof verlassen hat!

Auch der gewaltige Unterschied, der klaffende Gegensatz zwischen den Beerdigungen von reichen und von armen Leuten sollte endlich abgeschafft werden. Wir wissen wohl, daß die meisten Grabredner entgegenkommend genug sind, um jene Armen nicht abzuweisen, die eine kurze Ansprache sich erbitten. Aber das allein thuts nicht. Welcher Prunk, welcher Luxus macht sich bis heute an der Stätte breit, an der es Allen so nahe gelegt wird, daß Alles, Alles, was Menschenwesen heißt, eitel, nichtig und vergänglich ist!

Unheimlich grollen Haß und Neid aus der Tiefe der besitzlosen Masse zu den Palästen der Wohlhabenden und Reichen empor. Ist es da wirklich klug, diese Gegensätze auch auf die Kirchhöfe hinauszutragen? Jede Kirchengemeinschaft, die einen Unterschied zwischen Reich und Arm macht, handelt lieblos und thöricht. Der Unterschied tritt grell genug im Aeußerlichen hervor. Da darf die Kirche ihrerseits nichts dazu thun. Es geht nicht an, daß hinter dem einen Sarg ein Geistlicher einherschreitet, während die Leiche des Reichen eine Stunde später von drei Pfarrern im Ornat begleitet wird. Das wirkt verbitternd und verstimmend. Man hört heutzutage so viele Klagen über die kirchliche Entfremdung namentlich der Arbeiterkreise in großen Städten. Ist das wirklich so verwunderlich? Die verschiedne Behandlung der Armen- und Reichen-Leichenbegängnisse macht die Zustände gewiß nicht besser.

Weiteres Mißfallen in den gebildeten Kreisen muß es fort und fort erregen, wenn der Begräbnisakt zu gar keinem Ende zu kommen scheint. Wir haben zuweilen 12, 15, ja 20 Redner gezählt. Welch eine Unsitte! und dazu so Manche, die nur persönliche Eitelkeit zum Reden trieb. Andre wieder benützen die Rede als Reklametafel für irgend welche nützlichen Unternehmungen oder auch für höchst unwichtige wertlose Veranstaltungen.

Daß noch immer Mitglieder von geselligen Vereinen aller Art, die zuweilen höchst auffällige oder ganz unschöne Namen tragen, ihrem gepreßten Herzen Luft machen zu müssen glauben und durch stotternde Vorträge die Anwesenden belästigen, sei nur im Vorübergehen bemerkt. Auch diese Uebel müßten gründlich ausgerottet werden, ebenso wie die öffentlichen Danksagungen in der Presse für die „besonders trostreichen Worte." So herzlich das gemeint sein mag, so sehr hat es oft einen komischen Beigeschmack.

Es fällt uns nicht ein, mit puritanischer Strenge auf Abschaffung aller Bräuche bei diesen traurigen Anläßen dringen zu wollen. Das hieße, das Kind mit dem Bad ausschütten. Nein, der Grabredner braucht an der Person, deren Tod die Versammlung auf den Friedhof geführt hat, nicht stillschweigend vorüberzugehen; er soll immerhin die Veranlassung erwähnen, er soll in teilnehmender Liebe sich in die Gedanken und Stimmung seiner Hörer versenken, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen und ihr Herz für seine Worte zu erschließen. Er soll seine ganze Redegabe dazu aufbieten, um zu versuchen, etwas Balsam, Trost und Beruhigung in die gebeugten Herzen zu bringen. Alles Uebrige ist vom Uebel. Aller Firlefanz gehört nicht dorthin. Dazu ist die Stätte des Friedhofes zu heilig. Es giebt kein größeres Geheimnis als das Geheimnis des Todes. Noch kein Wandrer ist aus dem andern Lande wiedergekehrt. Es giebt nichts Ernsteres als den Tod. Darum lassen wir doch alles, was zu diesem Geheimnis nicht paßt, was mit diesem Ernst sich nimmermehr vereinigen läßt! Schiller

---

Evangelische Katholiken in Frankreich

Am 1. Oktober ist in Paris die erste Nummer einer Zeitschrift ausgegeben worden,*) die unter dem Titel Le Chrétien français alle zwei Monate erscheinen und ein Bulletin de la réforme évangélique dans le catholicisme sein will. Die Herausgeber sind Priester, teils Ordensgeistliche, teils Weltgeistlic[h]. Mehr als zwanzig sind aus der römischen Kirche ausgeschiede[n]. Sehr viel größer ist nach Versicherung der Herausgeber d[ie] Zahl der Anhänger in fast allen französischen Diözesen, in all[en] Rangklassen des Klerus, in Pfarrhäusern und Klöstern, die bis jetzt vermeiden konnten mit ihrer Kirche zu brechen, u[nd] die des Glaubens sind, daß sich ein Umschwung im großen vo[r]bereitet, der es gestatten werde, innerhalb der katholischen Kirc[he] Frankreichs das Evangelium frei zu verkündigen. Alle erstreb[en] eine religiöse Reformation, einen verjüngten Katholizismu[s], ein Christentum, wie es die Apostel verkündigt haben, die ei[n]zigen authentischen Ausleger der Lehre Jesu. Sie halten d[as] Papsttum für eine menschliche Einrichtung, ehrwürdig, wenn [es] den Entschluß findet, mit einer Vergangenheit von Irrtüme[rn] und dogmatischen Erfindungen zu brechen; verwerflich, wenn [es] sich in seiner antichristlichen Anmaßung verhärtet. Diese eva[n]gelischen Katholiken wenden sich an Katholiken und Protestant[en] ihres Vaterlandes mit der Aufforderung zu gemeinsamer Arbe[it] für eine Erneuerung des Volkslebens auf Grund des Evangelium[s].

Unter der Ueberschrift La réforme religieuse dans le clerg[é] catholique bringt die erste Nummer des Blattes Berichte üb[er] die Amtsniederlegung des Abbé Bourrier, Vikars in Marseill[e] und über die Amtsentsetzung des Pfarrers Philippot in Plomio[n] (Aisne) durch den Bischof von Soissons. Wir lesen den Brief d[es] Abbé Bourrier, in dem er dem Bischof von Marseille die Grün[de] seines Austritts aus dem Klerus darlegt, und das Glaubens[]bekenntnis, das der Pfarrer von Plomion am 13. Juni de[s] Jahres vor seiner Gemeinde abgelegt hat. Niemand wird die beiden Schriftstücke ohne tiefe Bewegung lesen. Sie atmen d[ie] Glückseligkeit von Menschen, die aus einer Zwangsanstalt ent[]ronnen sind und nun des Sonnenscheins und der freien Himmel[s]luft froh werden. Ein klerikales Journal, La Vérité, be[]zeichnet die Bewegung innerhalb des Klerus als eine gefährlich[e], deren Bedeutung man weder übertreiben, noch verkennen dürf[e]. Ebenso wird man mit entgegengesetzter Betonung auf protestan[]tischer Seite urteilen müssen. Es wäre ein neues Pfingste[n] nötig, wenn die katholische Geistlichkeit Frankreichs in irgendwi[e] beträchtlicher Zahl zum Christentum der Bibel zurückkehren sollt[e]. Und gerade wenn man die Bekenntnisse der beiden Zeugen lies[t], so empfindet man lebhaft, wie die einzige Macht, die aus eine[m] katholischen Priester einen Evangelisten machen kann, eben da[s] Evangelium selbst ist. Abbé Bourrier sagt:

> Das Studium des Evangeliums und der ersten Jahrhunderte de[s] Christentums haben die Lehren und Vorurteile zerstört, mit denen mein[e] Jugend genährt war.

Nichts kann diesen Weg ersetzen. Keine menschliche Dia[]lektik und Beredsamkeit kann Menschen für das Evangelium ge[]winnen, die nicht aus einem innern Triebe zu diesem gezoge[n] werden und diesem Triebe rückhaltlos folgen. Es kommt als[o] alles auf das verborgne, geheimnisvolle Wirken des Geistes an. Wo ein tiefes und ernstes religiöses Bedürfnis durch alle Hinder[]nisse äußern Zwanges und anerzogner Unfreiheit zu den ge[]schichtlichen Quellen unsrer Religion hindurchgedrungen ist, d[a] ist der Prozeß gewonnen, sobald er begonnen ist. Denn welche[r] Mensch von gesunden Sinnen kann die Religion der Evangelisten und Apostel für identisch halten mit dem System eines Leib[,] Seele und Geist der Menschheit ergreifenden Despotismus, de[r] keine andre Tugend und Weisheit kennt, als die stumpfe, resig[]nirte Unterwerfung unter seine Befehle? Wo wir solchen reli[]giösen Wandlungen begegnen, wie sie die neue Zeitschrift dar[]stellt, da stehen wir voll Ehrfurcht vor einer Erneuerung un[d] Fortsetzung des großen Wunders, das die apostolische Zeit aus[]füllt. Darum dürfen wir hier auch bescheidne Anfänge nich[t] gering achten. Wir sind heute so gewohnt, die religiösen Geister[]kämpfe als soziale Massenerscheinungen zu betrachten. Wir sehe[n] feindliche Heere kampfbereit und unablässig bemüht, sich gegen[]seitig Abbruch zu thun, um den Sieg in der öffentlichen Mei[]nung zu gewinnen. Und bei allen diesen lauten Schlachten bleibt im Grunde alles, wie es war. Ob der Papst etwas mehr oder weniger schimpft, der Evangelische Bund mehr oder weniger protestirt, ob die preußische Gesandtschaft beim Vatikan angefochten oder mit Erfolg verteidigt wird — alles das ist poli-

*) Im Verlage von J. Cousin, 53 Avenue Villemain, Paris.

ch bedeutsam, religiös unwichtig. Religiöse Wandlungen voll=
ehen sich in der Verborgenheit des individuellen Lebens und
d die Folge psychologischer Vorgänge, die sich aller mensch=
hen Berechnung entziehen, auf die die kirchlichen Korporationen
d Parteien, die kirchliche Presse und der ganze Kampfesapparat
r kirchlichen Organisationen gar keinen Einfluß haben. Es
aber erhebend, in dieser lärmerfüllten Welt, wo auch die
oßen Fragen der Religion unablässig und unvermeidlich in
n Wirrwarr der Oeffentlichkeit hereingezogen werden, gelegent=
h einmal dessen inne zu werden, wie die verborgne, nicht von
enschen gemachte Geschichte des religiösen Lebens ruhig ihren
eg geht, und daß noch immer der Geist wehet, wo er will.

Curtius

In Stadt und Tempel der Mormonen

8

Von dem Balkon des im achten Stockwerk gelegnen, durch
en Aufzug erreichten Speisesaals des Hotels Templeton hat
n eine vorzügliche Aussicht auf den Tempelkomplex. Der
blick ist geradezu großartig. Hier stehen bei einander der
oße Mormonentempel, das Tabernakel und die Versammlungs=
lle (Mormon Temple, Tabernacle, Assembly Hall). Der
mpel ist der imposanteste Bau. Er wurde im Jahre 1853
gonnen und vierzig Jahre später, also vor vier Jahren,
llendet. Die Kosten belaufen sich auf sechs Millionen Dollars.
ist 200 Fuß lang, 100 Fuß breit und 100 Fuß hoch mit
hs Türmen. Der ganze Bau, dessen Wände zehn Fuß dick
d äußerst massiv und solide gebaut sind, ist aus weißem
anit. Ich habe vor dem Marmordom zu Mailand gestanden,
r an Kunstwert den Tempel zu Salt Lake City weit über=
ifft. Wenn ich aber rein nach dem subjektiven Eindruck
teilen soll, den beide auf mich machten, so kommt mir der
ormonentempel überwältigender vor.

Das Tabernakel ist eines der größten Bauwunder der
elt. Es ist 250 Fuß lang, 150 breit und in der Mitte des
al gewölbten Daches 100 Fuß hoch. Das Ganze bildet einen
zigen Raum, dessen ovales Dach von keiner Säule und
nem Pfosten gestützt wird. Die Wände sind zwölf Fuß dick.
beiden Seiten sind je zehn Doppelthore angebracht. Es
13500 Sitzplätze, und die Akustik ist so vollendet, daß auch
leise gesprochnes Wort selbst im letzten Winkel nicht ver=
ren geht, ja daß es durch den ganzen Raum hörbar sein soll,
nn eine Nadel zu Boden fällt. Die Orgel, von Mormonen
t einem Kostenpreis von nahezu einer halben Million Mark
baut, ist eine der größten der Welt; sie hat 2648 Orgel=
ifen, von denen die größten an Umfang dem Schlot eines
eindampfers kaum nachstehen. Die Assembly Hall ist von
ißem Granit nach gotischer Architektur gebaut und hat Sitze
2500 Personen. An der Decke befinden sich Freskogemälde,
enen aus der Geschichte der Mormonen darstellend. Die
lle fällt von den drei Gebäuden am wenigsten in die
gen.

Die Sonntagsgottesdienste finden in dem Tabernakel statt.
e Assembly Hall wird selten, der große Tempel fast gar
ht benutzt. Wenn man das Tabernakel mit dem Vorhof des
dischen Tempels vergleichen darf, so die beiden letztern mit dem
iligen und Allerheiligsten. Der große Tempel ist der Ort,
der wiederkehrende Christus einst thronen wird, um den
hlockenden Heiligen den Anbruch des tausendjährigen Reiches
verkündigen und Gericht zu halten über die zitternden
iden.

9

Kurz nach ein Uhr ging ich dem Tempelgrunde zu. Die
ore des Tabernakels waren geöffnet, und anfangs tropfen=
ise, später in strömenden Scharen kamen die Heiligen herbei.
e Zahl der Frauen überwog die der Männer bei weitem,
d wenn Kinder ein Gottessegen sind, so sind die Mormonen
erreich gesegnet. Die Leute machen in ihrer großen Mehr=
il den Eindruck, als ob sie aus sehr einfachen, um nicht zu
en ärmlichen Verhältnissen hervorgegangen, nach und nach
aber durch schwere Arbeit vorangekommen seien. Das gecken=
und stutzerhafte Element fehlt durchaus, und Kleidung und Ge=
bahren der Frauen und Mädchen zeigen keine Spur von
Koketterie. Die Tracht, die Manieren, das ganze Aussehen der
Kirchgänger erinnert lebhaft an eine gottesdienstliche Versamm=
lung in einer deutschen Kleinstadt, in der der Handwerkerstand
besonders zahlreich vertreten ist. Vielen kann man es auf den
ersten Blick ansehen, daß sie keine gebornen Amerikaner sind.

Das Tabernakel war schon gut besetzt, als ich schließlich an der Seite eines freundlichen, biederen Mormonen eintrat und mich in der Mitte niederließ. Allmählich füllten sich auch die Plätze der zwölf Apostel, der siebzig Jünger, der Missionare und der andern geistlichen Chargen, soweit sie nicht auf Missions= oder Inspektionsreisen abwesend waren. Der Gedanke, die Kirche nach alttestamentlichen und apostolischen Mustern zu verwalten, war von den Mormonen ernstlich durchzuführen versucht worden. Der geistliche Stand ist über die Laien erhaben, was sich auch äußerlich schon durch die Scheidung der Plätze zu erkennen giebt. Es ist eine Theokratie, in der die Priester die Herrscher, die Laien die Unterthanen sind, und wohlweislich ist es so eingerichtet, daß die Laien die Fremden, die Priester Angehörige der alten Mormonenfamilien sind. „Heilige" sind sie zwar alle, aber der geistliche Stand besitzt die Gabe des heiligen Geistes in höherm Grade. Gleichwohl sind auch seine Glieder von dem Priester und Bischof bis hinauf zu dem Apostel nur Werkzeuge in der Hand des Propheten oder Präsidenten. Dieser hatte die Stellung eines Priesterkönigs, nach dem Vorbild des Melchisedek; er vereinigte die geistliche und weltliche Gewalt in seiner Hand, er war Papst und König zugleich, und sein Wille war Gesetz. Sein Regiment war von äußerster Strenge und stand hinter der harten Disziplin Kalvins in nichts zurück. Brigham Young hat es verstanden, jede Spur von Auflehnung gegen seine Autorität blutig zu rächen, jede Neigung zum Abfall im Keim zu ersticken und dem Eindringen fremder Elemente selbst durch das Schwert zu wehren. Seit 1852 ereigneten sich häufige Mordthaten, ganze Karawanen von Kolonisten, die auf der Durchreise nach dem neuentdeckten Gold=Eldorado bei Sakramento waren und zum Teil, der langen Reise müde, sich in Utah niederlassen wollten, wurden niedergemetzelt. Die Leichen waren skalpirt, als ob Indianer es gethan hätten; es stellte sich aber heraus, daß mormonische Fanatiker, die sich zu förmlichen Banden als „Brüder Gideons" (Richt. 6) und „Daniten" (Richt. 18) vereinigt hatten, die Mörder gewesen waren. Die eiserne Zuchtrute war freilich zum Bestand der Sekte notwendig. Denn wenn man Schwärmern freien Spielraum läßt, verlieren sie sich bald, und alles gerät außer Rand und Band. Wo die Mormonensache auf die Dauer nicht stark genug war, den oder jenen mit Banden der Liebe an sich zu fesseln, da mußten eben diese schwankenden Elemente mit Ketten der Furcht an sie geschmiedet werden. Heute besteht zwar noch die kirchliche Machtbefugnis des Präsidenten ungeschmälert fort, sein politischer Einfluß aber ist nur noch ein indirekter, da er Regierungsgewalt nicht mehr besitzt. Der Mormonenpräsident ist zum ruhigen amerikanischen Staatsbürger geworden, und wer die Heiligen heute von Angesicht zu Angesicht sieht, ist überzeugt, daß sie harmlose Leute sind.

Die Plätze für den geistlichen Stand befinden sich im Chor des Tabernakels. Hier steht auch die riesige Orgel, zu deren beiden Seiten der Kirchenchor Platz nahm. Er besteht aus 400 bis 500 männlichen und weiblichen Stimmen. Der Gesang, begleitet von einem künstlerischen Orgelspiel, ist eine wahrhafte Erbauung. Auf der Weltausstellung zu Chicago, wo bekanntlich alles und jedes ausgestellt wurde, erhielt dieser Kirchenchor den zweiten Gesangspreis.

10

Punkt zwei Uhr war Alles versammelt, nach meiner Schätzung 5—6000 Personen, und das an einem gewöhnlichen Sonntage in der Sonnenhitze des Sommers. Der Gottesdienst war wesentlich nach methodistischem Muster eingerichtet. Der Vorsitzende bestimmte die, die beten sollten. Der bei andern Sekten giltige Grundsatz, daß irgend jemand redet oder betet, der sich gerade vom heiligen Geist getrieben fühlt, ist durch das

Dogma von der höhern Qualität der Priester ausgeschlossen. Die Predigt war zwar in hohem Grade interessant, aber weder als rednerische Leistung, noch durch Fülle und Tiefe religiöser Gedanken ausgezeichnet. Es waren allgemeine Grundrisse ohne alle feinern Detailzeichnungen, wie das ja bei unvorbereiteten Reden gewöhnlich der Fall ist. Nur selten habe ich eine bedeutende Predigt aus dem Munde jener Schwärmer gehört, die sich damit brüsten, unvorbereitet und nur nach Eingebung des heiligen Geistes zu sprechen. Daß sie unvorbereitet reden, das merkt man; von der Fähigkeit und insbesondre dem Gedankenreichtum des heiligen Geistes aber bekommt man keine hohe Meinung.

Der Prediger begann von den Verheißungen, die dem Volke Israel einst gegeben worden waren, um dann auf die Verfolgungen der Israeliten in Deutschland, Rußland und Frankreich zu sprechen zu kommen. Es dauerte einige Zeit, bis ich zu meinem Erstaunen merkte, daß er unter Verfolgungen der Israeliten die mancherlei Unannehmlichkeiten verstand, die die Mormonenmissionare in den genannten Ländern erfahren mußten. Gehört es doch zu den eigentümlichen Vorstellungen der Mormonen, daß sie als die Nachfolger und Erben des alten Israel das alttestamentliche Gottesvolk seien, nach dessen Sammlung und Einkehr in den Bund des Heils das Ende der Tage kommen solle.

Nicht ohne Wirkung mahnte der Prediger sodann zur Glaubenstreue und zum Ausharren in aller Verfolgung der Welt. Scharfe Worte sprach er über die, die aus falschem Schamgefühl ihren Glauben verleugnen: „Das hat der Gott nicht um euch verdient, der euch in dieser Wildnis eine grüne Insel geschaffen, der euch das verheißene Land, wo Milch und Honig fließt, zum Eigentum gegeben und euch, die ihr heimatlos hierher gekommen, ein trauliches Heim und wackere Frauen und Kinder beschert hat!" Er mahnte sie, des Propheten Joseph Smith zu gedenken, der einst für sie gestorben sei, zu gedenken auch seines Nachfolgers Brigham Young, der vor fünfzig Jahren die verfolgte Gemeinde durch die Wüste geführt und ihr hier ein neues Zion gegründet habe. Er verwies auf das Buch Mormon, das neben der heiligen Schrift die einzige wahre Quelle religiöser Erkenntnis sei, und aus der Apokalypse bewies er zum Trost der Gemeinde den baldigen Anbruch des tausendjährigen Reiches.

Die ganze Predigt bestand aus mormonischen Loci communes, sie spiegelte die mormonischen Eigentümlichkeiten in klarer Weise. Eben darum aber war sie eine typische Predigt und für den fremden Beobachter weit interessanter als eine packende, aber farblose Predigt allgemeinern religiösen Inhalts.

Nach dem Prediger berichtete ein Missionar, ein junger Mann von etwa dreiundzwanzig Jahren, über seine Thätigkeit in den Südstaaten der Union. Er wußte viel Schönes zu verkünden, vieles aber trug den Stempel der Schönfärberei auf der Stirn. Bekanntlich treiben die Mormonen Mission in allen christlichen Ländern. Sogar in Honolulu auf den Sandwichinseln begegnete ich ihren Sendboten. Besondern Erfolg hatten sie in Skandinavien und Dänemark. Bei der allgemeinen Unzufriedenheit in der alten Welt fiel es ihnen nicht sonderlich schwer, Viele zur Auswanderung in das mit glühenden Farben geschilderte gelobte Land Utah zu bewegen, zumal man ihnen aus dem reichen Immigrationsfonds sofort reichliche Reisegelder in die Hand gab. In Deutschland waren sie mit ihrer Proselytenmacherei weniger erfolgreich, aber die geringe Zahl der Deutschen, die sich einfangen ließen, erfreuen sich eines guten Rufes. Heidenmission treiben sie gar nicht; für sie ist ja auch die Mission unter Christen Heidenmission. Auch die Propaganda unter den Indianern, die sie doch als Nachkommen der zehn verlornen Stämme und als ihre eignen Brüder erklären, liegt vollständig brach. Die Indianer sind eben heute noch die gottlosen Lamaniten von ehedem, die als recht feindliche Brüder alles Liebeswerben der Heiligen verständnislos abwiesen. Mormonischerseits wurde mir die Zahl ihrer Bekenner auf dreihunderttausend angegeben, aber ich habe begründete Zweifel, daß diese Ziffer übertrieben ist. Auch das Buch Mormon hat keine besondre Verbreitung erlangt.

Denn die Thatsache, daß es in elf Sprachen übersetzt ist, b weist recht wenig, wenn man bedenkt, daß andre religi Bücher wie die Nachfolge Christi von Thomas a Kempis u The Pilgrim's Progress von John Bunyan in 150 bis 20 die Bibel sogar in 320 Sprachen und Dialekte übersetzt ist.

Um vier Uhr war der Gottesdienst zu Ende, und d Heiligen gingen ihren Wohnstätten zu, um sich am Abend no einmal in engern Kreisen zum Gottesdienste zu versammel

11

Ich hatte jetzt Muße, mir Stadt und Umgebung etw anzusehen. Der große Salzsee ist von fesselnder Schönhe Melancholisch liegt er da. Seine Wasser haben den sech fachen Salzgehalt des gewöhnlichen Seewassers; es ist so d und schwer, daß es unmöglich ist, in ihm unterzugehen. Ei großartige Badeanstalt macht den Salzsee zu einem der ang nehmsten und besuchtesten Badeplätze. Auch heiße Quell giebt es hier, die gleichfalls von bedeutender gesundheitlich Wirkung sind. Ja, der Prediger hatte nicht zuviel gesagt, hi hat das neue Israel ein Land voll Milch und Honig gefunde der große Salzsee ist sein Genezareth, der Fluß im Thal se Jordan, und wie einst im alten Palästina, so wacht hier i Hintergrund über 3600 Meter hoch und von ewigem Schn bedeckt der Berg Nebo über das neue Kanaan, ein Kanaa so schön wie das, das einst Moses von seinem Berg Nebo a sah und das sein Fuß nicht mehr betreten durfte.

So nimmt der Besucher einen guten Eindruck von d Landschaft mit, aber auch von den Bewohnern scheidet er n freundlichern Gefühlen, als er sie mitbrachte. Die Mormon sind so schlimm nicht als ihr Ruf. Sie sind einfache, fleißig nüchterne, vielleicht etwas beschränkte Leute, denen der West Amerikas wirtschaftlich viel zu verdanken hat. In ihrem g werblichen Leben durchaus verständig, sind sie nur auf religiöse Gebiet verschroben. Aber aufrichtig sind sie auch in ihr religiösen Ueberzeugungen, und tiefe Frömmigkeit kann ihn nicht abgesprochen werden. Aber schon sind Breschen in i feste Burg gelegt. Die Vielweiberei ist aufgegeben, das Bu Mormon tritt mehr und mehr in den Hintergrund. Zud sterben die Alten allmählich aus, und die erwachsene mormonis Jugend, die die Verachtung der übrigen Welt schwer empfind schämt sich leicht ihres Glaubens und verleugnet ihn. E Glaube, wie der der „Heiligen der letzten Tage," hält sich n in Abgeschiedenheit von der übrigen Welt. Die Eisenba die Berührung mit andern Elementen und andrer Lebensl rauben ihm täglich ein Stück seiner Kraft. Wie lange no und diese ganze geistige Bewegung ist begraben in den Flut des modernen Bewußtseins. Aber nach tausend Jahren n werden die ragenden Tempel von Salt Lake City zeugen v einer der eigentümlichsten religiösen Erscheinungen des neu zehnten Jahrhunderts.

K Munzinger

Verschiedenes

(Ein Sprichwort über den Mittelstand) Die kleine „Milie überschriebne Mitteilung in Nr. 36 erinnert mich an eine Bemerku in Luthers Bibel, die man auch so überschreiben könnte, und die m aus mehr als einem Grunde lehrreich war. Zu ihrem Verständnis m vorausgeschickt werden, daß die ältern Ausgaben von Luthers Bibel nel Vorreden zu den einzelnen Büchern, die zum Teil sehr ausführlich si zu vielen Stellen teils kürzere, teils längere Randbemerkungen erklären Art haben. Seit zwei und einem halben Jahrhundert werden di Bestandteile von Luthers Bibel in den gewöhnlichen Ausgaben n mehr mit abgedruckt, teils weil die durch den dreißigjährigen Krieg e getretene Verarmung Deutschlands es wünschenswert erscheinen ließ, Preis der Bibeln und zu diesen Zweck ihren Umfang möglichst zu v ringern, teils weil die Meinung aufkam, daß in eine Bibel keine subjektive Zuthaten gehören, namentlich nicht so freie Urteile, wie Luther in einzelnen dieser Vorreden über manche Bücher fällte. wäre, beiläufig bemerkt, sehr wünschenswert, den deutschen Christen un Tage einmal ein genaues Bild davon zu geben, wie Luthers eigne Bi ursprünglich gestaltet war. Für Viele, selbst für viele Pfarrer wü das manche Ueberraschung bringen. Also Luthers Bibel hatte Rand merkungen und eine solche auch zu Nehemia 3, 4: „Aber ihre Gen tigen — oder wie es jetzt in der revidirten Uebersetzung heißt: ihre V

mern — brachten ihren Hals nicht zum Dienst ihrer Herrn.“ Die ndbemerkung Luthers hierzu lautet nun:

„Die Armen müssen das Kreuz tragen, die Reichen geben nichts.
Taus Eß hat nicht, Sees Zing giebt nicht,
Quater Drei, die helfen frei.“

se Bemerkung ist auch in die alte holländische Bibel übergegen, die darum bei den Bücherfreunden die „Tauses-Bibel“ heißt. s Sprichwort ist einfach: Taus Eß (Zwei Eins) ist der niedrigste rf beim Würfel- oder Brettspiel, Sees Zing (Sechs Fünf, Six Cinque) höchste, Quater Drei (Vier Drei) der mittlere. Das Sprichwort, mit einigen Abweichungen mannichfach im Mittelalter vorkommt, bet also: die Armen können nichts geben, die Reichen wollen oft nichts en, der Mittelstand hilft am meisten aus. Es wird vielfach auch te noch zutreffen. Mir war das Wort schon deswegen merkwürdig, l wir als Kinder den Wurf Eins-Zwei beim Brettspiel stets „Dauses“ nnten, ohne daß ich die Bedeutung dieser Benennung gewußt oder nach ihr gefragt hätte. Es wird auch Andern so gehen, daß sie rraſcht sind, in Luthers Bibel derartigen Aufschluß finden zu nen. E Nestle

(Fünfundzwanzig Jahre in Rom) von 1870—1895. Ein Bild katholischen Lebens in der deutschen Kolonie von A. de Waal. (Frankter zeitgemäße Broschüren; Neue Folge; Bd. XVI H. 11.) 1896.

Die kurze Skizze des Rektors am Hospize des deutschen katholischen mposanto gewährt eine interessante Orientierung über die Entwicklung deutsch-katholischen Lebens auf römischem Boden seit 1870 mit Einung einer Reihe personaler Notizen über die gegenwärtige Stellung Thätigkeit der deutschen Katholiken in Rom auf kirchlichem, wissenftlichem und künstlerischem Gebiete. Was sich hier entfaltet hat, wesentim Anschluß an die beiden — bekanntlich unter dem Protektorate Kaisers von Oesterreich stehenden — alten deutschen Nationalhospize Anima und des Camposanto, zeigt das Bild großer Rührigkeit und nerkenswerter Erfolge, namentlich in der Bildung und der Thätigder Vereine, von denen ein Teil allein der Arbeit innerhalb der tschen Kolonie dient. Gesellenverein, Männerverein; verschiedne männe und weibliche Orden für Propaganda, Krankenpflege, Kindererzung, Unterricht; neue Kollegien zur Ausbildung von Priestern und andre reinigungen sind in diesem Zeitraume gegründet worden; für die ege des Kirchengesanges, für wissenschaftliche Studien ist Erhebliches han worden, besonders für christliche Altertumskunde mit der Gründung es Priesterkollegiums am Camposanto. Bekanntlich haben sich diese häologischen Arbeiten in der „Römischen Quartalschrift“ ein anernntes wissenschaftliches Organ geschaffen.

Man wird sich freilich hüten müssen, was hier zur Sammlung Anregung des deutsch-katholischen Lebens in der römischen Kolonie chehen ist, zum Maßstabe etwa für die deutsch-evangelischen Verhältse Roms zu machen. Nach Zahl, Bedeutung, Tradition, Bedürfnissen die beiderseitigen Verhältnisse total verschieden. Immerhin ist doch es lehrreich: die große Bedeutung der Hospize. Nicht weniger als Hospize haben die deutschen Katholiken in Rom. Die beiden alten Anima und des Camposanto haben einen bedeutenden Aufschwung ommen, ein Marienhospiz für deutsche Mädchen unter Leitung der uen Schwestern ist hinzugekommen, und die Kreuzschwestern haben zur nkenpflege die Hospizthätigkeit aufgenommen. Für den Zusammenuß, die Pflege und Belebung der katholischen Deutschen haben sich Hospize als ganz besonders wirksam erwiesen, und davon wird man nen müssen. J Ficker

(Zentralbau oder Langhaus?) Eine Erörterung der Schallvertnisse in Kirchen von A. Sturmhoefel, Stadtbaurat a. D. Mit Abbildungen. Berlin, W. Ernst u. Sohn, 1897. 2 Mk.

Die exakten, interessanten und unschwer verständlichen Unterungen führen zu dem Ergebnis, daß „das Rechteck als Grundrißform üglich der Schallentwicklung erheblich über allen Zentralformen“ steht, ründen also die schon vor geraumer Zeit auch von fachmännischer ite gegen Zentralbauten dargelegten Bedenken, ohne darum innerhalb oblongen Rahmens eine verständige Verwendung zentraler Formen uweisen (also in dem Hauptraume der Kirche — wo Langhaus und erschiff sich treffen — etwa des Achtecks). Die sich anschließenden ktischen Ausführungen, in denen der Verfasser im einzelnen die Nutzvendung seiner akustischen Experimente giebt, sind einleuchtend, und Ratschläge, wie eine gute Akustik zu gewinnen sei, wie mit Rücksicht auf Kanzel, Schalldeckel u. s. w. ausgeführt, wie glatte Wandflächen exponirten Stellen vermieden und vielmehr gegliederte, am besten Reliefs versehene, dafür errichtet werden müssen, auch die Bemerkungen r den Vortrag des Predigers, erscheinen sehr befolgenswert. J F

(Die Kunst der Rede) von Adolf Philippi. Eine deutsche etorik. Leipzig, Grunow, 1896. 256 S. Geb. 2 Mark.

Es ist keine leichte Aufgabe, für modernen Geschmack eine Rhetorik schreiben, aber es ist eine notwendige Aufgabe. Daß unsre Vielreiberei uns in die Gefahr der Nachlässigkeit in Stil und Aufbau ngt, daß sich dadurch leicht das gesunde Gefühl abstumpft, wer will bezweifeln? Aber wer läßt sich gern Schulregeln vorhalten! Wir sen das tote Fachwerk systematisch geordneter Regeln, wir sind durch re Schulgrammatiken unversöhnliche Feinde trockner Lehrbücher gerden. Aber ein Lehrbuch hat der Verfasser auch nicht geschrieben. ist ihm gelungen, den spröden Stoff in eine so gefällige, lebendige dabei so einfache Form zu gießen, daß sich das Buch wie ein gutes illeton liest. Nicht ein Lehrbuch, nur Skizzen will der Verfasser ten. Darum tragen die zwei Hauptteile auch die Ueberschriften: Zur schichte der Prosa (Seite 7 bis 179) und: Zur Theorie der Ab-

handlung und der Rede (Seite 181 bis 294). Damit hat sich der Verfasser gegen den Vorwurf der Unvollständigkeit gedeckt. In der That empfindet man an nicht wenigen Stellen, namentlich des geschichtlichen Teiles, das Skizzenhafte der Behandlung.

Begreiflicherweise habe ich auf Eins besonders geachtet: auf die Behandlung der deutschen Predigt. Diese wird aber nur eben gestreift. Nur Luther, Schuppius, Herder, Mosheim und Reinhard werden erwähnt, aber auch nur kurz. Ein Bild von der Entwicklung der deutschen Predigt empfängt der Leser nicht. Und wenn es ungebührlich ist, dies zu fordern, hätte nicht die deutsche Predigt es verdient, daß ihr Zusammenhang mit der jeweiligen Stilrichtung scharf hervorgehoben worden wäre? Ich meine, das hätte sie verdient, denn sie ist bis an unsre Gegenwart heran die einzige übliche freie Rede in Deutschland gewesen, wie denn Goethe gesteht, in seiner Nation nichts zu reden zu finden. Gewiß kann man in einer Rhetorik nicht suchen, was eine Homiletik bietet, aber wie dankbar wären wir dem Verfasser, wenn er diesen weiten Litteraturzweig vom ästhetisch-stilistischen Standpunkt aus beurteilt hätte! Um so erfreuter war ich, daß Philippi wenigstens der Predigt der Gegenwart ein ausführliches Wort gewidmet hat. Allerdings, das Urteil selbst klingt wenig erfreulich: „Ich habe in meinem Leben sehr viele Predigten in den verschiedensten Teilen Deutschlands in der Stadt und auf dem Lande gehört und für meine Person nicht den Eindruck gewonnen, als ob die geistliche Rede gegenwärtig besonders hoch stünde“ (Seite 223).

Philippi unterscheidet drei verschiedne jetzt übliche Predigtweisen: „Die im Range geringste und zugleich verbreitetste Art ist die übermäßig wortreiche Predigt, die sich namentlich auch der Schmuckmittel moderner Sprache und weltlicher Beredsamkeit bedient, einen streng gebildeten Geschmack vermissen läßt und für einen etwas kritischen Beurteiler an den nicht völlig ausgereiften Auffatzstil erinnert.“ Diese Predigten seien wirkungslos bei dem Gebildeten, wie bei dem einfachen Mann aus dem Volke. Die zweite Art wird als einfacher, biblischer, sachlicher geschildert. „Sie kann sich die Vorteile einer überzeugenden und zu Herzen gehenden gesprochnen Rede zu eigen machen, ist also zweckmäßig und gut.“ Die dritte Art zeigt „einen vertieften und verfeinerten Gedankengehalt und ist in der Form noch moderner und weltlicher als die zweite Art.“ Endlich die kleine Gruppe der vollendeten geistlichen Redner. Hier wird Kögel und, als Meister der volkstümlichen Rede, Stöcker die Palme gereicht. Philippi schließt diesen Abschnitt mit folgenden Sätzen: „Die geistliche Rede ist also, als Kunstrede betrachtet, sicherlich noch lebensfähig. In Ländern französischer Zunge und bei den Fastenpredigern in den italienischen Städten begegnet man ihr sehr häufig. Daß sie bei uns so selten ist, kommt vielleicht daher, daß man bei der sonstigen Belastung des evangelischen Pfarramts auf die Form der Predigten keinen solchen Wert mehr legen zu müssen glaubt.“

Jene Gruppirung der modernen Predigten kann man sich gefallen lassen, obwohl die Unterscheidungslinien sich wohl noch schärfer ziehen ließen. Ich würde etwa so sagen: Am niedrigsten steht die Gruppe, bei der nicht die Sache, sondern die Form im Vordergrunde steht. Aber weil es an „Sache“ fehlt, muß auch die Form hohl, kraftlos, entlehnt erscheinen. Die ganze Predigt macht den Eindruck des Gemachten, Aeußerlichen, Lebenslosen. In der zweiten Gruppe rückt die Sache schon mehr in den Vordergrund, die Form wird in ihren Dienst gestellt und wird erträglich. Jedenfalls dürfte sich diese Predigtweise am meisten in Württemberg finden. Sache und Form stehen im rechten Verhältnis in der dritten Gruppe — ich sage ausdrücklich: Sache, nicht Gedanke. Denn es kann sich der Gedanke auch auf dem Gebiete der Form fruchtbar und kräftig entfalten, ohne daß die Sache selbst Gegenstand des Nachdenkens wird. Der Prediger begnügt sich dann mit den wenigen gangbaren religiösen Gedanken, und sein Nachdenken richtet sich darauf, dieses feste, fast allen vertraute Material durch Anordnung, Bilder, Beziehungen, Anwendungen zu bearbeiten. Hierin thut er seine Gedankenarbeit. Das ist aber nicht das Höchste. Schleiermachers Gedanken liegen durchaus auf dem Gebiete des Gegenstandes, den er durchdenkt, neu erfaßt und damit ganz neu gestaltet. Kögels Stärke liegt in den Formgedanken, wenn ich so sagen darf, nicht in den Sachgedanken. Darum kann ich in das landläufige Lob Kögels nicht mit einstimmen. Ich sehe in der Kögelschen Predigtart sogar einen nicht unbedenklichen Zug der Verweltlichung der Predigt. — Doch wohin gerate ich! Ich kehre zurück zu Philippis Schrift. Um zum Schluß zu eilen und mein Urteil zusammenzufassen: Wer Sinn für Sprachstil hat — und welcher Gebildete sollte ihn nicht haben? —, der wird das Buch nicht ohne Interesse und Nutzen lesen. Er wird sich durch manches feine Wort erfreut sehen und angeregt fühlen, er wird aufmerksamer auf fremde und eigne Schreib- und Sprechweise werden, und sein Urteil wird gefördert sein. Darum empfehlen wir das Büchlein. Drews

(Lied und Märe) Studien zur Charakteristik der deutschen Volkspoesie von Dr. Adolf Thimme. Gütersloh, Bertelsmann, 1896. 2 Mk., geb. 2,80 Mk.

Mit diesem Buche oder doch einzelnem daraus möchte ich mich noch ausführlicher beschäftigen. Vor allem aber möchte ich es allen Freunden von Liedern und Märchen dringend empfehlen. Es ist nicht erschöpfend. Hoffentlich ermutigt der gute Absatz, den das Büchlein sicherlich finden wird, den Verfasser, mehr dergleichen zu bringen. Was er hier bietet, ist sehr hübsch geschrieben und führt freundlich und anmutig in das tiefere Verständnis des Volksliedes und des Märchens ein. Selbstverständlich erfordert das Buch die Kenntnis der Grimmschen Märchen und mindestens des Wunderhorns, wenn es nicht die zuverlässigere Sammlung von Uhland sein kann. Aber Häuser, die den Grimm und Uhland nicht haben, die beide jetzt so billig zu kaufen sind

— der Uhland bei Cotta zwei Bände 2 Mk., mit Abhandlung und Anmerkungen 4 Mk. —, sollte es unter Gebildeten nicht mehr geben. Für Jeden, der sich in irgend einer Weise mit dem deutschen Volke zu beschäftigen hat, seis mittelbar als Politiker, Künstler oder Kritiker, seis unmittelbar als Pfarrer, Richter, Arzt, bedeutet doch eine gute, sympathische Kenntnis des Volkscharakters, wie er sich in der Volksdichtung offenbart, die Grundlage für alles Andre! — Uebrigens ist es auch für Kenner von Lied und Märchen sehr angenehm, daß Liedstrophen oder Märchenstellen, aus denen etwas gefolgert werden soll, stets angeführt werden, und zwar stets in ungezwungner Weise. — Als ganz besonders interessant, wenn auch besonders diskutabel, erscheint mir das Kapitel über „Geburt, Hochzeit, Tod und Ewigkeit" im Märchen, man kann fast sagen: über die Religion des Märchens. Sehr fein ist ferner das Stück über die Leitmotive der Volkslieder: „Blumen und Bäume im Volksliede." — Für die Sozialisten unter uns hat allergrößte Bedeutung die Schilderung von „Land und Leuten im Märchen," d. h. also gerade des Bildes der sozialen Verhältnisse, das stimmungsgemäß bei der niedern Landbevölkerung noch immer vorherrscht, an das sie auf dem Lande also anzuknüpfen haben.

Sehr lehrreich für das Verständnis der allgemeinen Art des Märchens ist, was auf S. 10—13 über seine Geschichte gesagt wird, wie es, von der Sage sich sondernd, dichterische Tendenz gewinnt und allmählich zu einer festen, geradezu klassischen Kunstform gelangt. O ihr Märchenschreiber! ein bischen kindische Albernheit in Sprache und Anschauung macht noch keine Märchen! Die schwarze Tante. Märchen und Geschichten für Kinder. Mit Bildern von Ludwig Richter. 5. Auflage. Leipzig, Breitkopf und Härtel. Preis 2,50 Mk. In diesem Buch machens die Bilder. Es ist ein Kreuz mit den illustrirten Büchern. Es gehört dazu nicht nur ein Schriftsteller und ein Maler, sondern auch ein Verleger, der beide richtig zusammenfindet. In der richtigen Einsicht, daß diese Aufgabe nicht ganz leicht ist, drücken sich die Herren Verleger um das Illustriren der Bücher gern herum. Kommt aber einmal ein Verleger und bestellt Bilder, so pflegt der Maler zuzugreifen, ohne lange zu fragen, ob der Text es wert ist. Anders ist es, wenn der Illustrator bereits einen Namen hat, wie Ludwig Richter für Lieder oder Hermann Vogel für Märchen. Dann muß der Name des Malers das ganze Buch decken, wie hier bei der „schwarzen Tante," wo der Verfasser des Textes mit gutem Takt seinen Namen verschwiegen hat. So will ich denn um der Richterschen Bilder willen dem Ankauf des Buches nicht widerraten; es wird sich aber empfehlen, die Bilder sorgfältig auszuschneiden und auf weißes Papier zu kleben, dann kann man die Geschichten selbst dazu erfinden. Und das wird sowohl den Bildern als den Kindern besser bekommen. Der Preis stellt sich etwa auf 5 Pfennige pro Bild. Bs

(Jugendlitteratur) Auf dem Gebiete der Jugendlitteratur wird heutzutage viel gesündigt. Wer sich einmal ernsthaft mit den Büchern beschäftigt hat, die nicht wir, aber unsre Kinder ernst nehmen, der wird erstaunen über die Fülle von Oberflächlichkeit, falschen Behauptungen, schiefen Gesichtspunkten, die hier zu einer Weltauffassung und -Darstellung führt, die gründlich falsch ist und darum viel Unheil anrichtet. Auf Nichtigkeiten und Fadheiten wird in dieser Welt der „reifern Jugend" das Schwergewicht gelegt, während die einfachsten sittlichen Sätze und Werte — die Schätzung der Arbeit, der Pflichterfüllung, des Berufs, der persönlichen Ehre u. s. w. — nicht oder nicht mit dem wünschenswerten Nachdruck hervorgehoben sind. Ein klassisches Beispiel dafür, was man heute der reifern Jugend zu bieten wagt, ist die Erzählung Wallheim von Sophie von Keller (Wolfenbüttel, 1896. 2 Mk.). Der Inhalt ist folgender: Eine unbeschreiblich schöne und unbeschreiblich stolze Grafentochter kriegt einen unbeschreiblich gläubigen Pastor zum Mann, nachdem sie vorher unbeschreiblich demütig geworden ist. Die Verfasserin geht wirklich mit rechtem Geschick jeder psychologischen Entwicklung aus dem Wege, sodaß das Buch, das übrigens sehr gut ausgestattet ist, von Unmöglichkeiten aller Art wimmelt. Leute, die nicht den adligen Kreisen angehören, scheinen für die Verfasserin nicht zu existiren, wenn es nicht zufällig orthodoxe Prediger sind, „deren Haus ein kindliches Herz so gern mit allen edeln Eigenschaften und Vorzügen eines Christen schmückt." Und dies alles wird uns in einem Deutsch vorgeführt, das eines rächenden Wustmanns längst würdig wäre. — Höher steht die historische Erzählung Editha von Armin Stein (Halle, Waisenhaus, 1896. 2,40 Mk.). Dennoch ist auch diese nicht uneingeschränkt zu loben. Es kommt schließlich wohl nicht darauf an, ob die historische Wahrheit in den Schilderungen strenge gewahrt ist, da wir überall mit der Wahrscheinlichkeit zufrieden sein müssen. So wollen wir uns die oft wenig nach der Zeit der Sachsenkriege klingenden Reden in diesem Buche gefallen lassen. Aber die Darstellungsform könnte gewandter und interessanter, die Verwicklungen der Handlung könnten weniger abgebraucht sein. — Eine sehr gute Erzählung aus dem sechzehnten Jahrhundert hat Eugenie Tafel geschrieben: Gräfin Agnes aus dem Hause Mansfeld (Gotha, Schloeßmann, 1897. Ungebunden 2,40 Mk.), und darin ein interessantes Kulturgemälde aus der Zeit gleich nach Luthers Tode entworfen. Was mir besonders gefällt, ist die ungesuchte Einfachheit der Sprache, die freilich hin und wieder etwas monoton wird, sich aber angenehm liest. Man geht mit der Verfasserin auf sicherm, historisch festgegründetem Boden, und da auch das Zeitkolorit gut geschildert und gewahrt ist, so sei ihr Buch als ein gutes Buch empfohlen. R H

(Der Strafrichter gegenüber der Wanderbettelplage und Vagabundennot) von Amtsrichter Dr. Esche in Annaberg. Kleine Bibliothek für Innere Mission, herausgegeben vom Landesverein für Innere Mission der evangelisch-lutherischen Kirche in Sachsen, Heft 18. Dresden. 30 Pfge.

200000 Vagabunden durchziehen jährlich das deutsche Land, schlimme Erheber einer jährlichen Steuer von vielen Millionen Mark,

die fast nur dem Schnaps zu gute kommt, Feinde der öffentlichen Sich
heit und Sittlichkeit, beständige Kandidaten des Gefängnisamtes,
gänzlich unproduktiver Faktor deutscher Volkswirtschaft im gesun
Sinne, für jedes Christenherz nach Seele und Leib ein Anblick z
Erbarmen. Die Arbeit der Innern Mission durch Herbergen zur Hei
und Arbeiterkolonien reicht nicht aus, diesen Elendsstrom zu hemm
Die Polizeibehörden schaffen mit ihrer Bestrafung der Vagabunden
einigen Tagen Haft diesen nur angenehme Abwechslung und Stärk
zu neuen Thaten. Die Thätigkeit des Strafrichters ist erforder
Er muß in die Lage versetzt werden, im Wege des Strafverfahrens,
zwangsweise, auf Vagabundenunterbringung im Arbeitshaus oder
einer Versorgungsanstalt, unter Umständen für Lebenszeit, ohne vor
gehende Haft, erkennen zu können. Scharfe Arbeit und ernste Diszi
sollen bessern, mit Seelsorge verbunden. Die bürgerliche Gesellschaft
dauernd bewahrt werden. Innere Missionskreise thun gewiß gut, w
sie der rechtlichen Bekämpfung der Vagabundennot lebhaftes Inter
zuwenden. Das zeitweilige, nicht gewerbsmäßige „Fechten" eines ehrsa
Handwerksburschen und arbeitslosen ehrlichen Arbeiters muß natürlich a
klarste von der Vagabondage getrennt werden, einem volksgefährlichen La

Zur Ergänzung des beachtenswerten Vortrages des juristi
Fachmannes sei jedoch daran erinnert, wie das tiefste Wurzelabgra
der Vagabundennot durch diejenige Arbeit geschieht, die die Entsteh
der Massenvagabondage hindert: die sozialpolitische, die Arbeitslosig
und vergebliches Arbeitssuchen bekämpft, und die sanitärpolitische,
dem Drachen der Verführung zum Trunk aufs Haupt tritt. Man si
wie christliche Vereinsbarmherzigkeit, Strafrecht und staatliche Zwan
pädagogik, Sozialpolitik und Sanitärpolitik sich die Hand reichen müs
die dunkeln Schatten der Vagabundennot zu bannen. v

(Thümmel) Von Pfarrer Lic. Thümmel in Remscheid l
vor 1. eine Ansprache, gehalten am Begrüßungsabend der zeh
Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Krefeld am 4.
tober 1897, herausgegeben vom Vorstande der Bergischen Abteilung
Rheinischen Hauptvereins: Der Evangelische Bund ein Krieg
verein. Barmen, Wiemann, 1897. 16 S. (Freundschaftliche St
schriften Nr. 66.) — und 2. eine Oeffentliche Entgegnung an
Herrn Weihbischof Dr. Hermann Josef Schmitz auf seine
18. Oktober 1897 in Krefeld gehaltne Ansprache. Krefeld, 18
G. A. Hohns. 10 Pfge. 100 Stück 5 Mk.

Man könnte einen Bericht über diese Schriftchen überschreib
Vom rheinischen Kriegsschauplatz. Dies ist der Protestantismus, de
jenen konfessionell erregten Gegenden volkstümlich ist. Würden
anderswo so reden und schreiben, so wärs unrecht. Wir könnens n
wir haben nicht die Erfahrung und nicht die Leidenschaft dazu.
persönlich empfinde doch anders dem Katholizismus gegenüber.
spüre und suche unter allem heidnischen Kram christliches Wesen,
wenn es oft recht spärlich und matt ist, erinnre ich mich, daß auch
der protestantischen Welt christliches Wesen nur zu oft ein verborge
Dasein führt. Aber ich begreife, daß man in der Nähe von Kevel
anders empfindet, daß man dort Krieg führt, und daß dieser Krieg Le
ist. Was insbesondre Thümmel betrifft, so ist und bleibt er ein Mei
der Volksrede. Seine Polemik scheint mir bei aller Rücksichtslosig
im Grunde doch gutherzig. Der bergische Hauptvereinsvorstand g
seiner Krefelder Ansprache das Zeugnis hohen sittlichen Ernsts;
möchten hinzufügen: es ist ihm wirklich um die religiösen Güter,
die Ehre Gottes und seiner heiligen Wahrheit zu thun. Diese relig
Wurzel seiner Kampfesweise soll Niemand verkennen, dem der Ton sei
Waffenführung, fern vom Kriegsschauplatz, ungewohnt ist. Ausgezeich
deutlich wird, was ihn im tiefsten Grunde treibt, an seiner Bekämpf
der Messe als zentralen Greuels in der römischen Kirche. Genau
stand Luther auch. Und wir sind vielleicht um der Duldung frem
Kultusbräuche willen allzu matt in dem Eifer für Gottes Ehre.
welchem Wahnwitz die römische Messe den Priesterdünkel treibt, zei
folgende Zitate Thümmels aus römischen Schriften: „Der Priester
ein göttlicher Mensch, ein andrer Jesus Christus." „Mit höh
Macht als Josua, der der Sonne befahl stillzustehen und fortzuleuch
befiehlt der Priester dem Schöpfer der Sonne, sein Opfer fortzuse
und zu erneuern. Und Gott gehorcht dem Priester." „Sehet
Macht des Priesters! Das Wort des Priesters macht aus einem S
Brot einen Gott! Das ist mehr als die Welt erschaffen." „
beschreibt die Wonne der ersten heiligen Messe! Unaussprechliche Wo
für den Diener Gottes, Wonne auch für Gott selbst, der
wissermaßen glücklich ist, der Stimme seines Dieners zu
horchen, in seinen reinen Händen ruhen zu dürfen." U. a
Gegen diese Art „Christentum" können wir doch nur so lange „toler
sein, als wir es nicht kennen. Der Gedanke, daß Millionen auch
unserm deutschen Volk damit betrogen werden, müßte von Rechts w
wie eine unerträgliche Last auf uns liegen.

(Die Kreuzigung in Alberschweiler) Pfarrer Gerbert in S
burg hat durch einen Vortrag in den Berliner Gustav-Adolf-Tagen
Sturm der ultramontanen Presse wider sich heraufbeschworen. Wen
durch das, was er gesagt, als durch das, was Zeitungen ungenau d
berichtet haben. Wir entnehmen nun einer Erklärung, die er als F
blatt in seiner Gemeinde zu verbreiten sich veranlaßt sah, um sich g
die lautgewordnen Angriffe zu schützen, folgenden interessanten T
bestand:

„In Alberschweiler, 16 Kilometer von Saarburg in Lothri
entfernt, war an der Ecke der Hauptstraße gelegentlich des Fronl
namsfestes vor vier Jahren ein Altar aufgebaut, der mit Blumen
Laubwerk verziert war. An der Rückwand des Altars ragte ein K
auf, das in mittlerer Manneshöhe gegen zehn Zentimeter Balkens

n mochte. Am Fuße des Kreuzes befand sich ein Schemel; darauf ein ungefähr vierzehn Jahre alter, kräftiger Knabe, dessen Arme en Querbalken angebunden waren. Dieser Kruzifixus war, abge- von einer kleinen Bedeckung, die sich um den Unterleib zog (man hlte mir von einer Badehose), gänzlich nackt. Auf dem Altar knieten üßen des Kruzifixus zwei Mädchen desselben Alters, in Anbetung nken. Der katholische Geistliche trat aus der Prozession heraus an Altar und verrichtete daselbst angesichts der soeben beschriebnen e seine priesterlichen Zeremonien. Als die Prozession vorüber war, t ein Metzgersknecht aus dem benachbarten Hause den Knaben ab trug ihn hinein. Wie mir versichert wurde, ist von einer Wieder- g der Veranstaltung am Sonntage darauf nur infolge des Ein- tens der Gendarmerie Abstand genommen worden. Das ist der den ich u. a. erzählt habe. Ich bin in der Lage, die Wahrheit es Berichtes durch gute Zeugen, die alles mit angesehen haben, h erhärten lassen zu können."

(Freunde der Christlichen Welt) finden Nachrichten über ihre mmenkünfte und sonstigen Angelegenheiten von jetzt an immer unter Redaktionsstrich am Kopf des Anzeigenteils. D H

Quittung

Für die von Wassersnot Betroffenen in Sachsen und Schlesien: Mk. aus der Gemeinde Heuersen bei Lindhorst (Schaumburg-Lippe); n E S, Klekamp; 3 von C v S; 2,30 aus dem Gotteskasten zu -Cuxhafen.

Für den lungenkranken Handwerker (vgl. Nr. 43 d. Chr. W.): Mk. von P N, Gr.-Z.; 3 von N N

Für die armenischen Waisen: 100 Mk. von Generalsuper- dent v M, Coburg. Herzlichen Dank! D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

leich wird ausgegeben Nr. 45 der „Chronik der Christlichen Welt"

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Freunde der Christlichen Welt

Versammlungen

Frankfurt a. M.: 6. Dezember, 4 bis 6 nachmittags, Rosenau, erweg 8. „Das Recht des religiösen Modalismus."

Magdeburg: Monatsversammlung Mittwoch, den 1. De- er, nachmittags 3 Uhr. „Blauer Elephant (Hasselbachstraße 22): ristliche Apologetik und moderne Weltanschauung." istl. Welt Nr. 43 ff.)

Freunde der Christlichen Welt
in der schleswig-holsteinischen Landeskirche

en gebeten, zwecks engeren Zusammenschlusses ihre Adresse unter Marke S. W. H. an die Expedition d. Bl. (Herrn J. C. B. Mohr, zig, Querstr. 21) einzusenden.

kinderloses Ehepaar (Pfarrhaus) wünscht ein **zweijähriges gesundes Mädchen,** Vollwaise von guter Herkunft, am liebsten Pastorenwaise, ch zu nehmen, event. behufs späterer Adoption.

Auskunft erteilt der Herausgeber dieses Blattes. Offerten unter 32 an die Expedition erbeten.

Kandidat der Theologie aus Frankreich
sofort Stelle als **Hauslehrer** in einer **deutschen** Familie. Referenzen: Pasteur **Dückert** à Castres (Tarn) France.

Zum 25. November!

200. Geburtstage Tersteegen's empfehle:

Gerhard Tersteegen's
Lieder und Sprüche.
Ausgewählt und eingeleitet von
C. Werckshagen.

Die Friedenshalle u. Kreuzzeitg. sagen u. A.: Eine sehr gute, zfältig getroffene Auswahl . . . ein heimatlicher Hauch t Einem daraus entgegen, und wir möchten Vielen die uickung wünschen, welche das Lesen dieses Buches bereitet. . nach einer geschickt abgefaßten und gut orientirenden ensbeschreibung. . . .

M. 2.—, eleg. geb. M. 3.—.

beziehen von **Hans Friedrich,** Verlag und Sortiment in **Berlin,** Brandenburgstr. 33.

Chronik der christlichen Welt

Postzeitungs-Nr. 1531. Vierteljährlich 1,50 Mark

Nr. 44. Die Synode des deutschen Zweiges der Brüdergemeine — Die zehnte Generalversammlung des Evangelischen Bundes (Schluß) — Verschiedenes: Vermischte Nachrichten — Personalien

Ein neues Jahrbuch für das Deutsche Haus.
Prachtband M. 4.—
24 Bg. kl. 8°.
Neu!

Aus Höhen und Tiefen.
Ein Jahrbuch für das deutsche Haus
herausgegeben von
Prof. Dr. C. Kinzel
u. Reg.- u. Schulrat C. Meinke.

Inhalt: Höhen und Tiefen. Sonette von **C. Meinke.** — Aus der Tiefe. Erzählung v. **C. Beyer.** — Der Friedensbote. Gedicht von **Ren. Pfannschmidt.** — Die vier Temperamente von **C. Meinke.** — Die ersten Thränen. Gedicht von **P. Mercator.** — Aus tiefer Not. Ein Erlebnis von **Sophus.** — Das h. Abendmahl. Gedicht von **Eleonore Fürstin Reuß.** — Albrecht Dürer und die Reformation von **M. Pfannschmidt.** — Jahreszeitenlieder von **Martin Greif.** — Klösterliche und kirchliche Eindrücke in Italien von **F. Seiler.** — Wie Odin zum Knecht Ruprecht wurde. Dichtung von **C. Beyer.** — Das Märchen im Drama der Gegenwart v. **K. Kinzel.** — Fünf Sprüche von **Frida Schanz-Soyaux.** — Evangelisches Deutschtum in Siebenbürgen. Reiseerinnerungen von Dr. **Conrad.** — Allein. Gebet. Gedichte von **Sophie Kühn.** — Ein Tag auf Sumatra von **Johannes Warneck.** — Aus meinem Leben. Von **Johanna Ambrosius.** — Die Tonkunst im Hauptgottesdienste. Von Professor **Hennig.**

Ich bitte freundlichst, diesem neuen Unternehmen ein reges Interesse entgegenzubringen und auch weitere Kreise dafür zu erwärmen. Das Buch wird gern zur Ansicht abgegeben.

Berlin W. 9., Linkstr. 4. **Martin Warneck,** Verlagsbuchhdlg.

Soeben erschien im Verlage von **Eugen Strien** in Halle (Saale):
D. Willibald Beyschlag, Zur Abhilfe gegen die ultramontane Noth. Ein Votum zu Graf Paul v. Hoensbroech's neuestem Buche: Der Ultramontanismus, sein Wesen und seine Bekämpfung. Preis 50 Pfennige.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, auch direkt vom Verleger gegen vorherige Einsendung von 55 Pfg. in Briefmarken.

Verlag von J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg i. Els.
Für die Adventszeit
Drei kirchliche Festspiele
für
Weihnachten, Ostern u. Pfingsten
von
Friedrich Spitta
Preis M. 1.80.
Poetisch schöne, leicht aufführbare Festspiele.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.—an. von ℳ 80.—an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig.

Demnächst erscheinen die nachstehenden neuen

Hefte zur Christlichen Welt

Nr. 31.
Christentum und Entwicklungsgedanke
von
D. Max Reischle,
Professor in Halle a. S.

Nr. 32.
Ueber die Bedeutung der Auferstehung Jesu für die Urgemeinde und für uns
von
Lic. Samuel Eck,
Pfarrer in Rumpenheim

Nr. 33.
Die Auferstehungsberichte und ihr Wert
von
D. Friedrich Loofs,
Professor in Halle a. S.

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Wider den Kleinglauben.

Ein ernstes Wort an die evangelischen Christen aller Parteien.

Von

Lic. **J. Meinhold,**

a.o. Professor der Theologie zu Bonn.

Inhalt: Vorwort. Die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte. (Vorträge, gehalten im Oktober 1894.) Wider den Kleinglauben.

Zweiter, durchgesehener Abdruck.

8. 1895. M. 1.—.

Veranlassung zu dieser Schrift hat der bekannte Bonner Ferienkursus Herbst 1896 gegeben. . . . Wahrhaft fromm, sittlich lauter, wissenschaftlich tüchtig erscheinen uns Professor Grafe und Meinhold als Vorkämpfer evangelischer Wahrheit und Freiheit. Als solcher tritt uns Meinhold in seiner Veröffentlichung entgegen.
(Theolog. Literaturzeitung 1895, Nr. 10.)

Der Verfasser schildert die unerquicklichen maßlosen Angriffe gegen ihn und bietet den unveränderten Vortrag über die Anfänge der israelitischen Religion und Geschichte. Den Schluß bildet eine Rede wider den Kleinglauben. Sie zeigt den echten evangelischen Glauben, der kein Licht der Wissenschaft zu scheuen braucht, dem alle Wissenschaft dient, gerade indem sie ihn mancher zerbrechlichen Krücken beraubt.
(Kartellzeitung evang.-theolog. Vereine 1895, Nr. 4.)

Der Verfasser hat sich nicht sowohl über die Thorheiten der Gegner zu Gericht gesetzt als in warmen Worten den Beweis erbracht, daß die negativen Resultate seiner alttestamentlichen Kritik ihm den einfachen evangelischen Glauben keineswegs erschüttert haben.
(Evang. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen 1896, Nr. 9.)

Jesus und das Alte Testament.

Noch ein ernstes Wort an die evangelischen Christen.

Von

Lic. **J. Meinhold,**

a. o. Professor der Theologie zu Bonn.

8. 1896. M. 2.20.

Wir stehen nicht an, diese Schrift als die bedeutendste Erscheinung zu bezeichnen, die die Auseinandersetzung zwischen dem orthodoxen und dem modernen Protestantismus innerhalb der letzten Jahrzehnte auf dem Gebiete gemeinverständlicher Darstellung hervorgebracht hat. . . . Auf gebildete Laien muß diese Lektüre wie ein Blitzstrahl wirken, der ihnen einen Abgrund unter ihren Füßen zeigt.
(Deutsches Wochenblatt 1896, Nr. 17.)

Jene grundehrliche Wahrhaftigkeit, gepaart mit wissenschaftlicher Tüchtigkeit, die seine erste Schrift „Wider den Kleinglauben" auszeichnete, eignet auch dieser Abhandlung. (Theolog. Literaturzeitung 1896, Nr. 9.)

Diese Schrift ist eine Antwort auf die Entgegnungen, die die Broschüre des Verfassers „Wider den Kleinglauben" hervorgerufen hat. Indem er nun den Spieß umdreht, zeigt der Verfasser seinen Gegnern, daß nicht er, sondern eigentlich sie die Ketzer sind.
(Deutsche Litteraturzeitung 1896, Nr. 19.)

Es sei dem Verfasser gedankt, daß er mannhaft und klar für die entscheidende Erkenntnis eintritt, daß derselbe Jesus, der alle Traditionen jüdischer Schulweisheit über eine bis auf den Buchstaben inspirirte heilige Schrift anzunehmen scheint, in allen wichtigen Fragen sich nicht von dieser Schrift leiten läßt, sondern von seinem eignen Geist selbst, im Widerspruch gegen die Schrift.
(Evang. Gemeindeblatt für Rheinland und Westfalen 1896, Nr. 8.)

Ethik.

Von

Dr. **A. Hoffmann,**

Pfarrer in Gruibingen (Württemberg).

8. 1897. M. 2.50. Gebunden M. 3.50.

Ein eigenartiges Werk, das in den Kreisen der Philosophen und Theologen Aufsehen erregen wird. Es umfasst eine Gesamtweltanschauung, original in der Methode wie in den Resultaten.

Grundriss der christlichen Ethik.

Von

Lic. theol. **F. C. Krarup.**

Autorisierte Uebertragung aus dem Dänischen

von

M. phil. **C. Küchler.**

8. **1897.** M. 3.—. Gebunden M. 4.—.

Ein besonders für Studirende brauchbares Hilfsmittel z Studium der Ethik dürfte mit diesem Buche geschaffen sein. Str wissenschaftlich entwickelt es seine Grundbegriffe mit logischer N wendigkeit, giebt eine präzise Darlegung aller Probleme und wi tigeren Fragen und eine Darbietung der prinzipiellen Gesichtspunk unter denen dieselben zu betrachten sind. Ausgegangen wird v dem allgemeinen sittlichen Bewusstsein, und erst von hier aus wird wei geschritten zu dem Nachweis, dass dessen Forderungen nur Christentum ihre Verwirklichung finden.

Die wissenschaftliche und die kirchliche Metho in der Theologie.

Ein encyklopädischer Versuch

von

Lic. **C. A. Bernoulli,**

Privatdozent in Basel.

Gr. 8. **1897.** M. 3.20.

Der Verfasser führt auf Grund einer Uebersicht über die E wicklung der protestantischen Theologie, besonders im 19. Jahrhun aus, daß auch die moderne liberale Theologie durch die Rücksicht die praktische Verwertbarkeit ihrer Resultate in der freien Entwickl noch gehemmt sei, und fordert daher eine schiedlich-friedliche Trenn der theologischen Fakultäten in wissenschaftliche und kirchliche.

Die vielverschlungenen Beziehungen der Wissenschaft zu Relig und Kirche, die Differenz der sachlichen Religionsforschung und kirchlichen Religionsbelehrung aufzuweisen, die gegenwärtigen Zustä aus ihrer Geschichte abzuleiten und auf Grund des Gewordenen Bild der Zukunft mit ihren Zielen und Aufgaben zu zeichnen, das die Absicht des gehaltvollen Buches, welches sich auch durch eine gr Frische der Darstellung auszeichnet. 1. Beilage zur „Post," 1897 Nr. 23

Diese Schrift, die zunächst eine Anfrage, keine Abhandlung will, sucht ein Problem zu lösen, welches gegenwärtig die gesa Theologie, die sogenannte liberale nicht minder als die positive schäftigt. Bernoulli, offenbar ein Schüler Lagardes, trägt hier danken vor, die sich, in mehr fragmentarischer Form, schon bei Laga finden. Im übrigen scheint uns die vorgeschlagene Lösung des Proble das dem Protestantismus schon seit seinem Bestehen anhaftet, auf ei Linie zu stehen mit der spätscholastischen Theorie von der doppel Wahrheit. Staatsanzeiger für Württemberg, 1897 Nr. 202.

Sociale Schriften.

Von

Charles Secrétan,

weil. Professor der Philosophie in Lausanne.

In Auswahl übersetzt, eingeleitet und mit einem Schriftenverzeichnis des Verfassers verse von Eduard Platzhoff.

8. 1896. M. 3.60.

Es ist ein dankenswertes Unternehmen, durch eine gute Uebersetz die sozialen Ideen des berühmten Philosophen von Lausanne auc Deutschland bekannt zu machen. Unsern sozialen Reformern ent hier ein warmherziger, gedankenreicher Bundesgenosse.
(Die Heimat 1896, Nr. 14

Wir stimmen nicht in allen Einzelheiten dem Verfasser zu, wir sind mit dem Uebersetzer darin einig, daß Secrétan es wohl dient, bei uns in Deutschland bekannt und heimisch zu werden.
(Die Hilfe 1896, Nr. 2

Eine um die herrschende Schulmeinung unbekümmerte Logik, glänzende Beweisführung, reiche Ideenfülle zeichnen Secrétans Schri aus und bieten eine an Anregung und Belehrung reiche Lektüre.
(Straßburger Post 1897, Nr. 43

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig